10 MARK 1985
Konkret

Sexualität

PIN-UP · TELEFON-SEX · GLÜCK · TRIEB · LUST & LASTER

BORDELLE · SCHLAFZIMMER · RATSCHLÄGE

in Sexualität konkret 1985

Editorial von Volkmar Sigusch

Keine Männer braucht das Land von Hermann L. Gremliza

Die sanierte Unzucht von Eberhard Schorsch
In dem Maße, in dem Pornografie und Prostitution salonfähig werden, wirtschaftet das Sexuelle ab. Die heutigen Prostituierungen machen alle Akte eukalyptisch

Wünsche auf der Flucht von Veronika Schmitts

Im Dienst der Illusion von Boris Cornelius
Es gibt heute nichts, was es nicht gibt. Auch das Modell eines alternativen Bordells wird niemand für Fiktion halten.

Dr. Mosers goldene Ratschläge für Junggesellen von Wolfram Moser

Die Ungleichheit der Geschlechter von Reimut Reiche
Der erste Blick auf die Ungleichheit in der Verteilung sozialer und ökonomischer Macht zeigt die Dinge in einem scheinbar schattenlosen Licht. In der Geschichte hat sich die Herrschaft des Mannes über die Frau überall durchgesetzt, sie erscheint universell als Geschichte männlicher Machtergreifung. Patriarchat ist das eine Stichwort, Macht der Mütter das andere.

Die »Behandlung« von Homosexuellen im Nationalsozialismus von Karl Heinz Roth
KZ- Terror und Ermordung sind nicht die ganze Wahrheit der Homosexuellen-Verfolgung im sogenannten Dritten Reich. Methoden zur massenhaften »therapeutischen Umstimmung«, wie Psychotherapie und Hormonbehandlung, wurden ebenfalls erprobt, nachdem eine Erhebung von 1936 die Nazis erschreckt.- Der »gesunde Volkskörper« war von vier Millionen homosexueller Männer durchsetzt, die an allen Fronten benötigt wurden.

Mit einem, ohne zwei, Spiel drei von Jörg Bopp
Unter Berufung auf Errungenschaften der Frauenbewegung haben unsere reformfreudigen Mittelschichtsfrauen die Väter ihrer Kinder theoretisch und oft auch praktisch abgeschafft. Auf die Gefahr hin, als Frauenfeind zu gelten, findet Jörg Bopp diese Entwicklung problematisch

Die tiefgekühlte Fruchtbarkeit von Michael Bentfeld
1934 hieß eine wissenschaftliche Abhandlung »Tierzüchter und Menschenzüchter«. 1985 nennt man das »Künstliche Befruchtung – die Verantwortung für Reproduktionsmanipulationen bei Tier und Mensch aus veterinärmedizinischer Sicht«. Die Ideologie ist stabil. Nur: die Technologie der Menschenzucht hat uns der Fortschritt inzwischen sang- und klanglos errungen

Liebe fürs Leben von Hermann Peter Piwitt

Friedhof der Gefühle von Georg Bollenbeck
In der herrschenden Moral gehört das Schlafzimmer zum Intimbereich, über den man nicht spricht. Welche Bedeutung hat die tendenzielle Abkehr vom stereotypen ehelichen Schlafzimmer?

Schrumpelstielchen und der böse Rolf von Thomas Kapielski

Die Ästhetik des zipless fuck von Walter Klier

Walter Klier hat das Oeuvre Peter Handkes gelesen. Von 3300 Druckseiten beschäftigen sich etwa 40 mit Sexuellem oder einem Etwas, das man dafür halten könnte

Liebe geht durch die Nase von Sabine Rosenbladt

Bevor die Kosmetikindustrie flächendeckend sprühte, gab es noch allerlei wilde Gerüche. Von Amaryllis, Heliotrop, Safran, Amber über die Urgeruchs-These und Freud bis zu Bac, Fa, Liasan, Vionell inspizierte Sabine Rosenbladt das nasogenitale Feld

Morgen von Herbert Ladendorf

von Helmut Heißenbüttel

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

von Brigitte Kronauer

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

von Hermann Peter Piwitt

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

von Sarah Schumann

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

von Lottemi Doormann

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

von Horst Tomayer

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

von Alfred Hrdlicka

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

Augenblicke eines Sexualforschers von Volkmar Sigusch

Volkmar Sigusch gehört nicht zu den erklärten Freunden der USA. Auf US-Amerikanisches, einschließlich der Sexualforschung, reagiert er im allgemeinen mit Ausschlägen. Trotzdem hat er die Metastase verlassen und ist in den Primärtumor geflogen

Die Tagung von Ingrid Klein

Erfahren Sie bei einem Treffen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung alles, was Sie schon immer Über Sex wissen wollten. Ingrid Klein wurde eingeschmuggelt und erstattet Ihnen einen Bericht zur Lage

»Am Beischlaf wird aber nicht gespart« von Manfred Herzer

»Hodenmaxe«, wie seine Freunde den Arzt Max Hodann liebevoll nannten, war ein bedeutender Sexualforscher zur Weimarer Zeit. Seine aufklärenden Schriften wurden von den Nazis verbrannt. Hodann flüchtete und starb vergessen als 52jähriger in Schweden. Die Jüngeren kennen, wenn überhaupt, nur das Bild voll düsteren Pathos, mit der junge Peter Weiss den bereits Todkranken in seiner ».Ästhetik des Widerstands« beschreibt.

Die Liebe zum Konjunktiv von Eberhard Hübner

Am besten wäre es, alles wie Pornographie zu lesen, auf Stellen hin, empfiehlt Eberhard Hübner nach der Lektüre von 1500 fortschrittlichen Seiten übers moderne Liebes- und Geschlechtsleben, unsere Machwerke inklusive.

Sex aus einer Dimension von Ulrich Clement

Vorjahren klagten zehn Frauen gegen den »Stern«, weil er auf seinen Titelbildern Frauen als »bloße Sexualobjekte« darstellen würde. Heute sagen sich Herr Winter und die plastic girls durchgängig auf dem Titel gute Nacht. Wie dort die Sinnlichkeit eindimensional entsteht und zugleich verschwindet, analysiert Ulrich Clement

Die Rituale der Durchsichtigkeit von Jean Baudrillard

Es geht heute nicht mehr darum, einen Körper zu haben, sondern an ihn, an den Sex, an das eigene Verlangen angeschlossen zu sein. Wir möchten gerne unsere ganzen Gedankenläufe durchsichtig vor uns haben.

Frauen wie keine von Christel Dormagen

Gezeichnete Traumfrauen in endgültigen Posen, fotografterte Schamhaargrenzen der Darstellbarkeit in Männermagazinen, japanischen Sexy Robots. Christel Dormagen beschreibt die Geschichte der Pin ups

Maske auf Maske von Werner Reichert

Weil eine Gruppe von Wissenschaftlern die Bedingungen eines Forschungsprojekts über die populationshygienische Bedeutung der Karnevalssitten hinterfragte, konnte Werner Reichert einen der größten Skandale des Weltgesundheitsamtes aufdecken

Ich möchte alle vierzehn Achttausender abschließen von Reinhold Messner, Otto Jägersberg

Für einige Stunden verließ Reinhold Messner das Basislager im Hilton und sprach mit Otto Jägersberg über Gipfel und Gletscherspalten, Urgestein und Achttausender, über seine Erinnerungen, Sehnsüchte und Glücksmomente

Mr. Warrens Gewerbe von Peggy Parnass

Der Elegant zur Dame: »Küß die Hand gnädiges Fräulein. Kennen wir uns nicht irgendwoher?« »Doch. Wir waren mal verheiratet.« Unerschrockene Schwindler haben immer wieder leichtes Spiel bei Frauen. Zum Beispiel der Postbote Gert Postel. Als Dr. Dr. Clemens Bartholdy hat er sechs Monate als Gutachter und Amtsarzt gearbeitet. »Erfolg« suchte er sogar bei Peggy Parnass. Sein Geheimnis ist das Geheimnis des Erfolges aller Heiratsschwindler.

Ozeanische Lüste von Frieder Kern

Auf der Suche nach unserer verlorenen Lust erinnern wir alte Mythen und Legenden. Für die Polynesier ist Meeresschaum seit undenklichen Zeiten der »Samen der Wale«. Wir hoffen inzwischen auf die exquisiten Vibrationen der Delphine.

Knofel, heimat zwischen kopf und bauch von Peter Dahl

Konkret-Sexualität 1985, S 5

Volkmar Sigusch

Editorial

In jede Ader ergießt sich glühende Lava. Alle Nerven sind auf die Folter gespannt. Erschütternde Säfte überschwemmen uns mit Silber und Gift. Wir senken unseren Atem in den Flaum des Schambergs, in den jungen Duft der Achselhöhle, wir suchen den scharfen, süßen After, wir brüllen wie ein Tier, wir können uns nicht lösen, wir wollen uns nicht lösen, wir versinken im Fleisch, due in uno, uno in due, die verlorene Hälfte unseres Glücks ist wieder da, unserer Liebe, unseres Verstandes, unseres Lebens, unseres Todes. Der Mann faßt seine schwellenden Brüste an, die Frau führt ihr Glied in die pochende Scheide.

Das phantasieren wir, das wünschen wir, und noch mehr. Seit Jahrtausenden erklingt die Melodie. Mir spielten sie zuletzt Oscar Wilde und Carlos Fuentes im Duett. Sie ist nicht identisch, jeder hat eine eigene, doch mittlerweile ist sie uniform. Wir sind tantalisiert von der Melodie, wie von einem schlechten Schlager, wir können nicht einschlafen, weil wir sie im Sinn haben, weil wir grübeln, weil wir sie nur als Bruchteil erinnern. Immer schiebt sich die Not des Lebens dazwischen, Schwermut und Drangsal: einsam, verlassen, ungeliebt, ohne Lava in den Adern, immer nur Gift, nichts Tierisches, kein Flaum.

Der Kopf wurde uns verdreht, der Mund wäßrig gemacht. Seither wollen wir: daß die Masken fallen und das Leben beginnt

Konkret-Sexualität 1985, S 6

Hermann L. Gremliza

Keine Männer braucht das Land

Männer sind so verletzlich, Männer sind auf dieser Welt einfach unersetzlich...

Und ich sprüh's auf jede Wand: Neue Männer braucht das Land..

Ob Zarah Leander die vor Stalingrad Geschlagenen tröstete: »Davon geht die Welt nicht unter« oder den Volkssturm bis fünf nach zwölf hoffen ließ: »Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehn«; ob Ivo Robic die Entnazifizierten mit dem Zuruf »Morgen, morgen lacht uns wieder das Glück; gestern, gestern liegt schon so weit zurück« bei den Restaurationsarbeiten begleitete oder Caterina Valente die »Itsi-bitsi-tini-wini-Honolulustrandbikini«-Verblödung einer zu allem entschlossenen Nation von Ratenkäufern einfing - der deutsche Schlager war mit seiner Fähigkeit, Volkes Stimmlosigkeit Worte zu geben, den ernsten People-Forschern von Allensbach und Emnid immer um einige Umfragen voraus. Wenn also Mitte der Achtziger der Mann in den Mittelpunkt des Saisonschlagers tritt, liegt uns ein demoskopisches Datum vor.

»Wann ist ein Mann ein Mahann?« fragt die Duisburger Popperfranse in Karottenhosen und antwortet mäßig ironisch: Wenn er sich in die Brust wirft, in schwachen Stunden aber die Hosen runterläßt - dahann ist er auf dieser Welt einfach ersetzlich. Die jodelnde Sprayerin wiederum scheint ausgerechnet nach jenem, dem richtigen, dem Mann der vorfeministischen Zeit zu rufen. Ihr nämlich hängen, wie der Marlene Dietrich im Berlin der Zwischenkriegszeit, »die Jungs schon zum Halse raus«, die soften Männchen-Darsteller, die ihr Geschlecht an der Garderobe abgegeben haben.

Welche Männer braucht also das Land? Den trostlosen, den deutschen Lustspiel-Mann, den Millowitsch ohne Sorg' und Fußbad? Den neueren deutschen Mann, der die Frau seiner Partnerschaft unterwirft, um besseren Gewissens es so mit ihr zu treiben wie der alte? Oder den anderen Mann, der ihr die komplizierten Partien seiner Rolle an den Hals wirft, um sich auch noch das Recht auf kritische Tage und Migräne anzueignen? Wovon ist überhaupt die Rede, wenn vom Mann die Rede ist?

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem... Bei Zadek ist das natürlich gestrichen oder wird, huch, von Wildgruber vernuschelt, weil der Dichter doch nur den Ziese-Mann gemeint haben kann, ein Part, für den auf dem Theater der Slirne-Beutel kein Platz ist. Doch auch jenseits dieses Milieus sozialdemokretinisierender Kunstbetrachtung herrscht Verwirrung: Männermut vor Fürstenthronen; Männertreue, die kein leerer Wahn; Männerstolz, der ihr den Handschuh ins Gesicht wirft: den Dank, Dame, begehr ich nicht - sind das nicht die Verkleidungen, in denen jeder Feld-, Wald- und Wiesenpascha zum Zwecke der Unterdrückung seiner Frau erscheint?

Wer alle Geschichte *nur* als eine Geschichte chauvinistischer Männerherrschaft begreift, wird nicht sehen wollen, was der literarische Entwurf »Mann« vor allem war: die Aufrüstung Ausgebeuteter für den Kampf mit den Ausbeutern. Mut, Disziplin, Mitleid, Treue, Zuverlässigkeit, Verantwortungsbereitschaft, Solidarität - die Eigenschaften eines Revolutionärs. Dies Bild von einem ganzen Kerl wurde nicht vor der Frau aufgezogen, sondern vor dem Heer männlicher Waschlappen, Feiglinge, Opportunisten, Drückeberger und Schwätzer. Der »Mann« war der kämpfende Mensch, der auch Maria oder Johanna heißen konnte, später Rosa oder Clara hieß und heute vielleicht Alice oder Antje heißt.

Daß aus den Idealen der Kampfzeit nach erfochtenem, viel mehr noch nach erschlichenem oder erkauftem Sieg privates Kapital geschlagen werden, daß etwa die Bourgeoisie das der Befreiung des Menschen gewidmete Pathos der Klassiker zum männlichen Hausrecht deklinieren konnte, wäre freilich mit dem Hinweis auf die Definitionsgewalt der herrschenden Klasse nicht ausreichend erklärt. Auch am menschheitlichen Entwurf der Dichter klebt der Dreck ihres bürgerlichen Männerhaushalts, und vor Schillers Glocke versagt wirklich jedes Deo. Am Herd waltet die züchtige Hausfrau und von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß des Proleten, der sich treu, ehrlich, bescheiden und klaglos ausbeuten läßt.

Das so verballhornte Ideal des aufrecht gehenden Mannes (= Menschen) verlor dennoch seine Sprengkraft nie ganz. Und solange ein aufstrebender, expandierender, die Gesellschaft umwälzender Kapitalismus richtige Männer, nämlich Entdecker, Eroberer, Erfinder, Gründer, an allen Ecken und Enden brauchte, war damit ja auch noch etwas anzufangen. Als systemwidrig erwies sich der alte Entwurf erst nach der Ablösung des Pioniers durch den Angestellten. Denn was ist ein Abteilungsleiter mit Männermut vor Vorstandssesseln? Eine Störung des Betriebsfriedens nach Paragraph 104 Betriebsverfassungsgesetz. Dem selben Kündigungsgrund fielen anheim: ein mutiger Buchhalter, ein verantwortungsbewußter Chemotechniker, ein ehrlicher Werbetexter, ein überzeugungstreuer Redakteur.

Nachdem Scharen bürgerlicher Ideologen den Angestellten-Nachwuchs mit bescheidenem Erfolg zur »skeptischen«, zur »nüchternen«, zur »realistisch eingestellten« Generation umzuerziehen versucht h2tten, brachte schließlich die bürgerliche Fraktion der Frauenbewegung Erlösung. Sie denunzierte den Entwurf des aufrecht gehenden Menschen als ein männlich-

chauvinistisches ideal und bot stattdessen durch tausendjährige Unterdrückung gezüchtete »weibliche« Eigenschaften als dem Menschen »natürliche« an: Friedfertigkeit, Emotionalität, Anpassungsfähigkeit, Weichheit. Es war einfach alles, was der Angestellte braucht, um ohne Arbeitsgericht und Magengeschwür bis zur Verrentung durchzuhalten.

Da aus Schwanzträgern nicht einfach Frauen zu machen waren, wurde medienweise auf den gesunden Mittelweg verwiesen: Gesellschaftliches Leitbild wurde die ideelle Gesamttunte, die - strenggläubig heterosexuelle - Gesinnungstrine und Charaktertucke. Ihr wurde zum Lernprozeß, was einst als Verrat gegolten hatte, Feigheit hieß nun Flexibilität, Gesinnungslumperei Modebewußtheit. Ihren Kindern, der poppertierenden Mittelstandsjugend, gilt das Bild des aufrecht gehenden Mannes als »prolo« - zurecht, übrigens, denn es kommt ja auch (oder: vor allem) darauf an, den Widerstand zu entmannen.

Neue Männer? Seht sie euch an, die Dauerlächler auf dem Parteitagspodium, diese konturlosen Angestellten, Gallert im Konjunktiv, hört die »Ich würde sagen«-»Ich möchtemeinen-Redner, laßt, wenn ihr noch könnt, diese effeminierten Gesten, die nach Hautkontakt suchenden Begrüßungs- und Abschiedsrituale über euch ergehen (Küßchen geben, Köpfchen senken und an die Karriere denken), versucht aus einem jener schwammigen, vieldeutigen, schleimigen Heinis ein unbedingtes Wort zu pressen. Und stellt selbst fest, daß das einzige, was dieses Land ganz gewiß nicht will, Männer sind, nämlich ganze Kerle beiderlei Geschlechts.

Konkret-Sexualität 1985, S 8

Eberhard Schorsch

Die sanierte Unzucht

In dem Maße, in dem Pornografie und Prostitution salonfähig werden, wirtschaftet das Sexuelle ab. Die heutigen Prostituierungen machen alle Akte eukalyptisch

Hotelszene in der BRD: Abends an der Rezeption eines renommierten »Hauses mit Tradition« - ein Zimmer ist vorbestellt - entwickelt sich folgender Dialog: Von welcher Firma ich sei; ich, entrüstet, sei keine Firma. Dann sei ich wohl Stammgast des Hauses; sei ich nicht. Mit welcher Scheckkarte ich zahle; ich sei Barzahler. Dies ist offenbar zu viel. Mir wird in Vorkasse die Zimmerrechnung zuzüglich einer Kaution abverlangt. Empörung meinerseits, zitiere den Geschäftsführer, ich ließe mich nicht, nur weil keine Firma, wie ein Strolch und Betrüger behandeln. Umsonst, ich beiße auf Granit, werde um Verständnis gebeten, das ich nicht habe. Fluchend verlasse ich das Etablissement. Ich störe offenbar den Geschäftsverkehr.

Ein anderer Abend im selben Hotel. Es ist Messe, das Geschäft läuft auf Hochtouren. Ich habe Beziehungen spielen lassen und erhalte mit Prominentenbonus noch ein Zimmer. Gekonnter Empfang. Auf dem Zimmer eine Obstschale mit signierter Karte der Direktion etc... Ich bin in den Geschäftsverkehr eingefädelt. Ich sehe mich im Zimmer um. An den Fernseher ist ein Videogerät angeschlossen, drei Filme zur Auswahl, darunter ein Porno, Auf dem Schreibtisch Prospekte mit den Puffs, Saunen, Etablissements, Clubs der Umgebung, Telefonnummern von Modellen. Die Bibel, bislang der einzige Gratisunterhaltungsbeitrag in Hotels, schamhaft in der Schublade. Vielleicht gibt es schon hauseigene Hostessen auf Nachfrage; wenn nicht, wird es nicht lange auf sich warten lassen: Prostitution, Pornografie als Service und Komfort ohne Heimlichkeiten, ohne Flüstern, Geschlechtsverkehr als Bestandteil des Geschäftsverkehrs. Da hat sich offenbar etwas verändert.

Pornografie ist salonfähig geworden, sie gehört inzwischen dazu, ist nicht mehr auszugrenzen. Die Unmöglichkeit, Pornografie heute zu definieren, ist ebenso Ausdruck dafür, daß sie keine Identität mit festen Grenzen mehr hat. Pornos hat man, sie sind vorzeigbar und können herumgereicht werden. Pornografie hat dadurch zwar an Brisanz verloren, an Anstößigkeit eingebüßt, sie ist deswegen aber nicht unwichtig geworden, eher unverzichtbarer. Pornografie ist auch nicht mehr ausschließlich Männersache, als gemeinsames Stimulanz von Paaren spielt sie keine geringe Rolle. Wer gedacht hat, Pornografie verdanke ihren Reiz der Tatsache des Verbots und der Heimlichkeit, sie erledige sich mit ihrer Freigäbe von selbst, hat offenbar in die falsche Richtung gedacht. Mit der Videotechnik sind allem Anschein nach die Voraussetzungen für eine. neue Ära der Pornografie geschaffen.

Ähnliches gilt für die Prostitution: Sie ist mehr oder minder salonfähig geworden, sie stößt zumindest weniger an. Auch hat sie sich in ihrer Erscheinungsform gewandelt. Das gute alte Bordell - sei es als schmuddeliger Hinterhof, sei es als Plüschsalon, alles nur eine Preisfrage - gibt es noch und wird es weitergeben. Nur wird es mehr und mehr an den Rand gedrängt. Prostitution ist nicht mehr so einfach ausgrenzbar und hat etwas von ihrem Stigma verloren. Neben der altherkömmlichen Organisationsform gibt es in zunehmendem Umfang Grauzonen, in denen Gesellschafterinnen, Modelle, Hostessen, Masseusen mit der Konnotation von Gesundheit und dem Geruch von Fitness ihre Dienste anbieten, Profis, Halbprofis und Amateure. Prostitution lebt nicht mehr von der Flüsterpropaganda. In der Tageszeitung sind neben anderen Sonderangeboten auch massenhaft Inserate von Modellen nachzulesen. Ihr Hauptboom ist die Mittagspause. In Ansätzen findet sich eine Tendenz, nach der die Benutzung der Prostitution auch kein alleiniges Privileg von Männern mehr ist. Es mehren sich Inserate von »Gesellschaftern«, die sich für weibliche Kundschaft zur Verfügung stellen. Ob diese Tendenz weitergeht, bleibt abzuwarten.

Sowie die »Hure« nicht mehr in ihrer Erscheinung, Kleidung, Aufmachung identifizierbar ist, wird der Übergang von der Prostitution in die bürgerliche Existenz fast nahtlos - und dies nicht nur in einer Biografie. Nahtlos sind die Verdünnungen, die uns allerorts umgeben: Kontaktanzeigen von »toleranten Paaren«, sexuelle Ausnutzung am Arbeitsplatz, »Verhältnisse« zur Sicherung des Arbeitsplatzes, wenn dieser, da die Verhältnisse so sind, in Gefahr gerät usw.. Nicht, daß es so etwas nicht immer schon gegeben hätte. Verändert hat sich - wahrscheinlich - das Ausmaß, sicher aber die Selbstverständlichkeit, mit der dies gehandhabt und vorausgesetzt wird. So etwas irgendwo aufzudecken, lohnt nicht mehr, läßt sich kaum noch zu einem Skandal aufblasen; denn gewußt hat man es immer schon. Prostitutionsverhältnisse sind sozusagen offiziell und überall.

Dieses Infiltrieren von Pornografie und Prostitution in das Verständnis des Sexuellen bis hin zu Vermischungen und Verwischungen, angesichts deren Prostitution, ähnlich wie Pornografie, nicht mehr recht definierbar ist als die Gegen- und Schattenseite, diese Prostituierung und Pornografie des Sexuellen, die sich schleichend vollzieht und weitergehen wird, signalisiert Veränderungen des Sexuellen.

Der Möglichkeit nach ist das Sexuelle mit vielen Erlebnisbereichen verwoben, beschreibbar als *Aspekte des Sexuellen.*

Da ist einmal der Aspekt der Reproduktion als besondere Erlebnisqualität des Sexuellen: Das Erleben von Fruchtbarkeit als irrationales Gegengewicht gegen die Todesangst, gegen die Angst vor Vergeblichkeit und Vergänglichkeit, als Teilhabe an der Lebendigkeit und Kontinuität des Lebens, als eine Art narzißtischer Verdoppelung im Sinne einer Wiederholung des eigenen Lebens. Die Verwissenschaftlichung der Reproduktion verdrängt das Sexuelle und beschneidet zunehmend diese Erlebnisqualitäten. Die historischen Entwicklungslinien gehen von den ersten bevölkerungspolitischen Theorien über die das erste Drittel unseres Jahrhunderts beherrschende Theorie der Eugenik, die nahtlos in die Rassenideologie und Lebensvernichtungsstrategie des Faschismus mündet, über die Verwissenschaftlichung und Verwaltung der Antikonzeptiva, deren imperialistische In-Dienst-Nahme zur Aufrechterhaltung einer Dauerarmut in der »Dritten Welt« bis hin zur extrauterinen Reproduktionstechnologie und Genchirurgie. Diese fortschreitende Entwicklung führt jedenfalls dazu, daß das Sexuelle hier kaum noch etwas zu suchen hat, vertrieben ist.

Ähnliche Veränderungen vollziehen sich im *Beziehungsaspekt des Sexuellen:* Auch hier wird das Sexuelle teils herausgedrängt, teils verformt. Dies ist ablesbar an dem veränderten Beziehungsideal, das geprägt ist von Bedürfnissen nach Vertrautheit, Aufgehoben-Sein, Solidarität, Sich-verlassen-Können auf den anderen, Ausgewogenheit, gemeinsame Arbeitsteilung, kurz: Partnerschaftlichkeit als Insel der Menschlichkeit in der Unmenschlichkeit der Arbeitswelt. »Partnerschaftlichkeit« hat durchaus ihre Parallele in der neuen Tugend der »Teamfähigkeit«, »Kooperationsbereitschaft« in der Arbeitswelt. Das Beziehungsideal geht teils mehr in Richtung einer symbiotischen Einheit mit gegenseitiger oraler Versorgung, teils mehr in Richtung einer geschwisterlichen Lebensbewältigungsgemeinschaft, hat hingegen kaum noch etwas von einer »grande passion«.

In einer solchen Beziehung wird die Atemluft für das Sexuelle dünn, die Diktatur von Partnerschaftlichkeit und Mutualität würgt das Sexuelle: Prägenitale Zahmformen, Zimmerpflanzen des Sexuellen in Form von Kuschel- und Soft-Sex sind das, was allenfalls bleibt. Die Penetrationsdebatte, Tendenzen in Richtung auf eine neue »Askese« und Asexualität drücken dies ebenso aus wie das Symptom einer profunden sexuellen Lustlosigkeit, das aus der Perspektive des Sexualberaters heute das Hauptproblem von Paaren geworden ist - ein Problem, das den Therapeuten zunehmend matt setzt. Er -macht oft frustrane Anstrengungen, hier »Neurotisches« auszugraben, wo nur noch Folgerichtigkeit ins Bild gesetzt wird. Er macht vergebliche Anstrengungen, hier etwas zu beleben, was schon tot geboren war. Es sind überwiegend die »guten Beziehungen«, die Rat suchen: Man macht alles zusammen, teilt alles, lebt in erstklassiger Harmonie, nur das Begehren fehlt. Entsprechend bescheiden sind die Angebote der Therapeuten, die Hoffnungen, die sie wecken möchten: Solche auf »joy of sex«. Wo bestenfalls alles »Spaß macht«, ist kein Platz für die Lust.

Was bleibt, ist der *narzistische* Aspekt des Sexuellen als der letzte Tummelplatz, die Selbst-Befriedigung. Hier geht es nicht nur um »Triebbefriedigung«, sondern das Aggressive ist unter diesem Aspekt dem Sexuellen inhärent. Inhärent ist das Aggressive nicht, weil sich hier zwei Triebe die Hand reichen, sondern weil es im Sexuellen immer auch um komplexe Erledigungen geht: Vergewisserung seiner Selbst, seiner Lebendigkeit, Potenz, Macht, Stärke, um Angstabwehr, Konfliktlösungen, Spannungsabfuhr und vieles andere mehr. Das Sexuelle gerät in dieser Optik in die Nähe des Psychohygienischen.

Die Hypertrophie des narzißtischen Aspekts bringt es daher mit sich, daß die Erscheinungsform des Sexuellen durch eine allgemeine Aggressivierung gekennzeichnet ist. Diese ist daran ablesbar, wie über Sexualität gesprochen wird, wie Sexualität öffentlich dargestellt und abgehandelt wird. Sie drückt sich darin aus, daß »harter Sex«, Sadomasochismus nicht nur einen modischen Aufschwung erleben, sondern offenbar wirklich zunehmen etc. Die alltäglichen, die gemeinen Kanäle sexualisierter Aggressivität sind weniger die Perversionen oder Gewalthandlungen sondern die Pornografierung und Prostituierung des Sexuellen, die es in einem solchem Ausmaß durchsetzen, daß sie das Bild der Sexualität prägen.

Deshalb wird im Zuge fortschreitender »sexueller Liberalisierung«, mit der leichteren Zugänglichkeit von Sexualpartnern, Prostitution weder überflüssig noch nimmt sie ab, sondern sie breitet sich aus und findet immer neue Erscheinungsformen. Prostitution ist eben nicht ein »Ventil« für einen »Überdruck« des männlichen »Triebes«, sondern hier werden andere Qualitäten des Sexuellen gelebt: Die aggressiven Aspekte des Triebhaften, die in der friedfertigen Idylle der Zweierbeziehung keinen Raum mehr haben, werden außer Haus verlagert, in unverbindlichen, benutzenden »Nebenbeziehungen« ausagiert oder, bequemer noch, in der Prostitution in all ihren Schattierungen und Verdünnungen.

Auch der Pornofilm zu zweit im Heim ist der Versuch, Aspekte des Triebhaften von außen als Würze der heimischen Sexualität beizumischen, von ihnen einerseits zu kosten, sie andererseits zugleich an die Abbildung delegieren und so von sich fernhalten zu können. Was in der Leidenschaft untrennbar als ein Ganzes erscheint, wird getrennt, aufgespalten und in separaten »Sexualverhalten« zu erleben versucht: Hier Aggressivität, dort Zärtlichkeit; hier Drängen auf Lust, dort Mutualität, hier blindes Selbstfühlen, dort Rücksicht; hier aggressive Abgrenzung, dort Verschmelzung; hier Distanz, dort Nähe; hier Kampf, dort Friedseligkeit. Die Aggressivierung, Pornografierung, Prostituierung des Sexuellen ist der Preis für die Aufrechterhaltung

dieses Beziehungsideals.

Dies hat Auswirkungen. Das Sexuelle ist aufgefieselt, auseinanderdividiert, zersplittert, ist portionsweise abzurufen. Und dies bedeutet eine Verengung, eine Gewichtsabnahme, einen Bedeutungsverlust des Sexuellen. Die Vertreibung des Sexuellen in das Reservat des Narzißtischen hat ferner zur Folge, daß das Triebhafte in seiner Angewiesenheit auf Prostituierung ins quasi Öffentliche hinausgetragen ist; ist damit überschaubarer und kalkulierbarer.

All dies hat mit einer Bewertung der Prostitution nichts zu tun, ist jenseits von Lob und Tadel. Angesichts der generellen Prostituierung des Sexuellen hat sich die moralische Verdammung der Prostitution folgerichtig abgeschwächt. Der moralische Aspekt ist hier, und nicht nur hier, im Begriff, zu verdunsten, und sein gasförmiger Zustand in der Verflüchtigung ist ein Beitrag zur Qualitätsminderung der Luft. Wenn heute die alte moralische Entrüstung gerade mal wieder in Szene gesetzt Wird, dann ist dies dümmlich, weil es die Wirklichkeit verleugnet. Vielleicht habe ich die falsche Brille, aber die Sprüche der neuen Saubermänner schrecken mich nicht. Ich sehe keine neue sexuelle Repression - schön wäre es, die alten Kampfgesänge könnten wieder klingen. Es wird vielmehr stramm weitermarschiert, der forsche Blick nur manchmal rückwärts gewendet, aber die Richtung stimmt. Die dahergetragene Moral ist wie ein Heliumkanister im Satellit, eine Kavallerie im Raketenpark.

Weil im aggressiven Akt der narzißtischen Triebbefriedigung noch ein Brodeln von Lebendigkeit spürbar sein mag, kann man sich auch für eine Aufwertung der Prostitution verwenden, in ihr ein Stück reeller Manufaktur sehen und ihr Kultivierung wünschen - haftete ihr nicht, wie allem, Käuflichen, ein fades Als-Ob an. Angesichts ihrer Infiltrierung in die Sexualität könnte man mit Volkmar Sigusch sarkastisch für sie »den besonderen Schutz der Verfassung« fordern. Der Weg bis dahin ist vielleicht gar nicht so weit. Steuern zahlen sie schon, die Prostituierten, die Rentenversicherung - auch dort sollen ja viele Löcher zu stopfen sein - wird kommen, für gewisse Puffs hat sich der Verfassungsschutz schon immer interessiert, da wird sich der Schutz der Verfassung nicht lumpen lassen - und die letzten anarchischen Sümpfe sind ausgetrocknet.

In dem Maße, wie das Sexuelle um seine Dimensionen gebracht ist, hat die Prostitution sich verändert: Sie ist Teil einer großen Planierung und Sanierung des Sexuellen. Aus dem Moloch wird der Plattfisch. Die Prostituierung wird aufgeforstet, das Sexuelle hat abgewirtschaftet. Es wird den Geruch des Psychohygienischen nicht mehr los. Die einst apokalyptischen Visionen der Unzucht - die große Hure Babylon - enden im eukalyptisch-schleimlösenden Akt.

Konkret-Sexualität 1985, S 12

Veronika Schmitts

Wünsche auf der Flucht

Spätestens, an diesem Punkt des Abends, tritt wieder einmal die Frage nach dem Wohin-gehen-wir in die Mitte der longdrinkseligen Gesellschaft. Sie bildet sich in dieser Mitte zu einem Zentrum, einem leeren, um das alle geschwätzig herumsitzen, ohne es füllen zu können. Fast wäre es ein japanischer Abend geworden.

Und dieses Wohin ist nicht eine Survival-Entscheidung zwischen Australien und Neuseeland, sondern eine viel existentiellere: in welcher Kneipe kann man noch... ja, was?

Tom erzählt von Guatemala. Das ist jetzt auch schon zwanzig Jahre her. Tom war dort durch irgend einen Zufall Farmer geworden, irgendwo im Süden, nahe der pazifischen Küste. In immer kürzeren Abständen ereilte ihn der Einsamkeitskoller, den er im nächsten Kaff in einem Dreitagesrausch ertränkte. Zweimal hatte er sich auf dem Rückweg mit dem Jeep überschlagen, aber das haben wir ja schon des öfteren und viel schöner gesehen.

Schließlich ritt er mit seinem peón, Landarbeiter und Leibeigener zugleich, auf ei*nem* Maultier die fünfundzwanzig Kilometer zur Kneipe. Das war eine Mischung aus Schuppen und Baracke, halbdunkel, stickig und feucht. Wie in allen Kneipen auf dem Land saß auch dort ständig das Militär, und man betrank sich unter den Augen des Militärs, irgendwann dann zusammen mit dem Militär. »Und später ging's dann zum Indianerinnenficken. Ihr müßt euch das vorstellen: in einem ehemaligen Schweinestall, im Schweinekoben und die Frau ohne Schamhaar.«

Das ist doch schon mal ein Bild. Und mit hiesiger Prostitution überhaupt nicht zu vergleichen, denn die Frauen lieben die Männer. Dort wirklich.

Das Eigentliche ist noch länger her. Paul, der mir gegenübersitzt, hat noch etwas von dem. Im Moment ist er am Tisch eingeschlafen. Bei jeder neuen Bestellung wird er mitbedacht. Vor seinem Arm, der sein Kopfkissen ist, reihen sich die unberührten Gin Tonics. Das Eis in zwei Gläsern ist geschmolzen.

Wie er so schläft, in der Runde der mit zäh erarbeitetem Glück mehr oder weniger Erfolgreichen, hat dieser Schlaf etwas ausschweifend Verläßliches. Kein vorzeitiger Abbruch, mit dem Hinweis »ich bin, glaube ich, ganz schön betrunken« und »morgen früh wieder raus«, sondern freundschaftliche Präsenz: Wenn man Paul braucht, kann man ihn wecken und an der trunkenen Illusion entlang phantasieren, wir befinden uns im »EI Schamasch«, in Tanger.

Das »EI Schamasch« ist eine Hafen- oder Matrosenkneipe, besucht von Männern, die die wildesten Puffs zwischen Hongkong und Vera Cruz kennen, und jetzt hier mit ihren Geliebten, für drei Tage, eine Masse trinkender, schwatzender und liebender Körper bilden. Geruch von Schweiß, süßlichem Parfüm, Rum und Wassermangel. Im Tabakdunst und dem Gedränge um den Tresen verschwimmen die Grenzen der Körper, lösen sich auf in einem erotisierten, identitätslosen Gebilde der Einzelwillen. Keine Überschreitung ist hier mehr möglich, denn dieser Gesamtkörper befindet sich längst jenseits der Frage: was geht - was geht nicht? Öffnete sich die Tür und Batailles Madame Edwarda käme zusammen mit »dem Kleinen« herein, so würden sie weniger durch ihre vermeintliche Obszönität als vielmehr durch ihre literarische Gestalt das Erstaunen der Anwesenden provozieren. Und selbst das ist ungewiß.

Das »EI Schamasch« wurde 1952 wegen Baufälligkeit abgerissen.

»Wenn Du in der nächsten Woche nach Berlin fährst und Lust auf die Lust hast, ruf diese Nummer an und mach einen Treff.« Marion notiert eine siebenstellige Zahl auf einem Stück Papier und schiebt es über den Tisch.

Tom ist mittlerweile am Ende seiner Mittelamerikareise; in der Entscheidung des Lokalwechsels hat sich nichts ereignet. Nicht daß der verflossene Charme der Unentschlossenheit durch die Order einer weiteren Runde Alkoholika kompensiert werden sollte. Nein, wir bestellen vor allem nochmal das Gleiche.

An einem anderen Tisch, mit anderen Leuten, saßen wir - wie lange ist das jetzt wieder her? - und hatten das Kinoprogramm der dreitausend Kinos aufgeschlagen: Welchen Film sehen wir uns an? Ein Titel, ein Thema, ein, zwei Erzähler, in »Queimada«: »Hey Mister, Sie haben etwas vergessen«, und er hatte in der letzten Szene das Messer im Bauch; Donald Sutherland und Julie Christie im Bett, mit Abstand eine gute, eine der besten Vögelszenen - »Wenn die Gondeln Trauer tragen«; im »Thalia« läuft »Der Chef«, in dem zehn Minuten wirklich zehn Minuten sind; im »Notausgang« »Sein oder Nichtsein«; - kenn' ich... Das ging den ganzen Abend, bis auch die letzte Spätvorstellung vorüber war. Unmöglich zu sagen, was wir sehen wollten, was wir noch nicht gesehen hatten.

In Berlin sollte ich der Existenz eines alternativen Bordells im Auftrag einer kosmopolitischen Monatszeitschrift nachforschen. Das gab es natürlich noch nicht wirklich, sondern erst als Projekt. Dafür doppelt.

Einmal als Dienstleistungsbetrieb der Sanyassins - gediegen, teuer, auf drei Etagen in der Innenstadt, aseptisch und freundlich. Die Mas, die in den geheiligten Räumen arbeiten werden, so wurde mir beteuert, verstehen ihre Tätigkeit nicht als simple Prostitution, sondern als Tempeldienst: Zentrum der Ejakulationsfabrik soll ein Meditationsraum werden, in dem die Liebesdienerinnen sich zwischen den Einzelnummern direkt an Bhagwans göttliche Energie anschließen können.

Das zweite Projekt soll weniger hierarchisch, dafür umso kommunikativer sein. Eine Café-Bar als Treff, im neuwellig sachlichen Stil gehalten, soll zum Brennpunkt der frei floatenden Hetero- und Homoerotik werden. Finanziert wird das Café nebst den in zwei Stockwerken darüberliegenden Einzelzimmern von einer Initiativgruppe »Jetzt gehts nochmal los«, deren Mitglieder sich aus dem ständig wachsenden Kreis der akademisch gebildeten Prostituierten rekrutieren.

Barbara, Germanistin mit Hochschulabschluß: »Wir haben nicht vor, den closed circle des Standardbordells auf gehobenerem intellektuellen Niveau zu reproduzieren. Es geht um etwas anderes. Man sitzt zu Haus oder ist unterwegs, allein, und man wird plötzlich von diesem Verlangen nach Sex angefallen. Und man hat die hundertprozentige Gewißheit, daß gerade jetzt, in der Sekunde, Tausende von Männern und Frauen in der Stadt das Gleiche durchleben: einfach unerfüllte Lust, ohne Ambition auf Dauer - nur für den Moment. Nur weiß man nicht, wer und wo die anderen sind. Dieser Ungewißheit wollen wir durch die Café-Bar ein Ende machen. Als Besuch wird man hier also nicht nur professionelle männliche und weibliche Hetären, sondern vor allem jene finden, die den Augenblick suchen.«

Solange das Projekt noch nicht realisiert ist, werde ich wohl mit den gastronomischen Gegebenheiten vorliebnehmen müssen: an Tischen sitzen, einzeln oder zu mehreren Einzelnen, die ihre häuslichen vier Wände auf die Tischränder verkleinert haben und angelegentlich distanziert über diesen Rand hinausschauen, um zu sehen, was sonst noch so in der Welt passiert. Am Tresen meist Männer, Stammgäste - also Platzhirsche, die ihr Revier taxieren, auf den Einbruch eines weiblichen Ereignisses warten. So lange reden sie mit dem Barman, mit dem Nachbarn. Und auch hier wie überall reden sie fast nie über Weiber, sondern modellieren an den Mythen des Tages: Rittergeschichten von heute. »Gestern am Olivaer Platz bin ich gerade noch durch die Polizeikontrolle durchgewitscht.« Nein, wirklich?

Ich entsinne mich der Telefonnummer, die Marion mir vor ein paar Tagen in einer anderen Kneipe gab. Die Verabredung, die ich kurzentschlossen mit ihm treffe, gilt für den nächsten Abend.

»Haben Sie irgendwelche besonderen Wünsche? « fragt er noch. »Ja, Sie können mir einen verlorengegangenen Bezug mitbringen.« Er lacht. Ich auch.

Er erwartet mich bereits im »Florian«, einem jener Restaurants, von denen es heißt, man müsse dort von Zeit zu Zeit speisen, um zu schauen, wer noch nicht in Vergessenheit geraten ist. Bis zum Hauptgericht - er nahm Filetspitzen, ich Rhabarberente - konnte ich mich davon überzeugen, daß sein gutes Aussehen nur eine Zugabe war zur Eleganz der Manieren und zur Fähigkeit, Durchdachtes ohne Aufdringlichkeit zu formulieren. Unseren Handel brachten wir in zügiger Diskretion hinter uns: er stand mir für ein Honorar von 250,- DM den Abend zur Verfügung. Die Bewirtung ging auf meine Rechnung.

»Dafür werde ich Sie hier, am Tisch, verführen«, versprach er. Und er beginnt soghaft zu sprechen. Von der Eileithyia, einer kretischen Göttin, die später mit der Artemis identifiziert wird; von dem Fest der Bona Dea, das sich, nach Juvenal, in eine geheime Orgie der römischen Damen verwandelt; vom Päderastenkaiser Heliogabal, der zu seiner Krönungsfeier mit einem zehntonnenschweren vergoldeten Phallus in Rom einzieht. Dreihundert barbusige Jungfrauen, gefolgt von dreihundert Stieren, ziehen den Wagen. In diesem Zusammenhang erinnert er daran, daß Heliogabal bei den Priestern des Deus eponymus erzogen wurde und daß einer der Häresiarchen von Uqbar die Spiegel und die Paarung zu den abscheulichsten Dingen rechnet, da sie die Zahl der Menschen vervielfachen.

Und er erzählte all dies mit einer Leichtigkeit, die dem Kopf Flügel macht und den Dingen ihr Geheimnis zurückgibt. Wenn er von den Badehäusern und den Pesttänzen des Mittelalters oder vom Chantilly in Tokio sprach, riß er die Gegenstände seiner Betrachtung nicht mit jener bäuerlichen Wut, die auch Analyse genannt wird, auf**;** er beschmutzte sich nicht bei Grabungsarbeiten nach dem Wesen der Dinge, sondern polierte mit seinen Worten eine Oberfläche, die nun verführerisch glitzerte.

Ich verstand seine Worte, folgte berauscht den Fäden, die er spann. Immer wenn ich glaubte, ich hätte den Sinn und das Ziel seiner Rede erkannt, ließ er den eben aufgewickelten Faden fallen, nicht jedoch, ohne meinen Sturz durch ein schnell gewebtes Wortgeflecht aufzufangen, um mich darin eine Zeit beruhigend zu wiegen. Wir waren - natürlich ohne daß ich es bemerkt hatte - die letzten Gäste im Lokal. Auf der Straße, plötzlich im Wind stehend, drückte ich ihm die Hand. Auf dem Weg zum Hotel grübelte ich, wie er es gemacht hatte. Dieses Grübeln setzte sich am nächsten Morgen unangenehm fest. Wieder kam ich mir unfähig vor, etwas auf den Punkt zu bringen. Vorbei der Rausch der letzten Nacht, der Genuß am Flirren des Benannten. Es war so, wie es ist, und das ist so: Als Schiffsjunge verdiente Kai sein Landgangsgeld damit, daß er vor Impotenten mit einer Hafennutte eine gewagte Nummer machte. Das ist es schon.

Ich rief meinen Verführer vom Vorabend an. Aber statt einer Möglichkeit, die Wahrheit des Sexes als seine Oberfläche zu erkennen, hörte ich ironisierende Tiefe. Seine Stimme auf dem telefonischen Anrufbeantworter sagte: »Von nun an wird nicht mehr gesagt: Du hast eine Seele, und die soll gerettet werden. Sondern:

Du hast ein Geschlecht und sollst sehr wohl seinen Gebrauch finden.

Du hast ein Unbewußtes, und du sollst wissen, es zu entfesseln.

Du hast einen Körper, und du sollst wissen, ihn zu genießen.

Du hast eine Libido, und du sollst wissen, sie zu verausgaben.

Auf Wiedersehn.«

Müde gehe ich in die nächste Café-Kneipe. Am Nachmittag trinke ich Sherry. Heute würde wahrscheinlich nichts mehr passieren. Also auch keine Frage nach dem Wohin-jetzt.

Angenehm gedämpft rauschen die Gespräche an meinem Ohr entlang. Das Zitat am Telefon kommt mir bekannt vor, ohne daß ich die Quelle finde. Dafür weiß ich, daß Roland Barthes über die Lokale sagt, sie seien »letzten Endes ein neutraler Ort: die Utopie des dritten Terms, die Abdrift weit weg von dem zu reinen Paar: sprechen/schweigen.«

Konkret-Sexualität 1985, S 16

Boris Cornelius

Im Dienst der Illusion

Es gibt heute nichts, was es nicht gibt. Auch das Modell eines alternativen Bordells wird niemand für Fiktion halten.

Ich hatte noch das Grinsen über den Aufkleber »Bitte recht freundlich« auf den Lippen, als Julia mir öffnete. Sie war eine meiner Sandkasten-Bekanntschaften, hatte zur gleichen Zeit die Heimat in der Provinz verlassen und war wie ich nach Berlin gezogen. Nach anfangs regelmäßigen Treffen war unser Kontakt bald abgebrochen, allenfalls zufällig trafen wir uns an irgendwelchen Kreuzungspunkten der Scene. Das vorletzte Mal, auf der Fete irgendeine Rechtsanwalts, hatte sie mir von ihrem neuen Job - in einer Peep Show - erzählt, das letzte Mal, vor ein paar Tagen, traf ich sie vor der Praxis meines Zahnarzts, die genau unter ihrer Wohnung liegt.

Wir hatten uns bestimmt zwei Jahre lang nicht gesehen und sie lud mich zu einem Kaffee ein. Wir erzählten uns von längeren Urlaubsreisen, die wir gerade hinter uns hatten, und irgendwann fragte ich, ob sie immer noch in der Peep Show sei. Nein, seit anderthalb Jahren lebe und arbeite sie in der Wohnung hier, zusammen mit drei Frauen und zwei Männern, und ob ich mich noch an den Aufruf in der »Traumstadt« erinnere, mit dem die Gründung eines alternativen Bordells initiiert werden sollte.

Ich erinnerte mich. Nicht mehr an den Wortlaut, aber an die Diskussionen, die diese Initiative entfacht hatte, unter anderem auch an einen Artikel, der die Absurdität dieser Idee beweisen wollte, indem er auf die »Unmöglichkeit von gewaltfreien Beziehungen in einem Warenverhältnis« - oder so ähnlich - verwies. Obwohl die Autoren den Anschein von Prüderie krampfhaft zu vermeiden versuchten, war es ihnen gelungen, die Initiative im Keim zu ersticken. jedenfalls hatte ich nie wieder etwas davon gehört - bis Julia mir erzählte, daß sie mit drei Freundinnen und zwei Freunden die Idee wieder aufgegriffen hätten und hier versuchten, sie in einer Wohngemeinschaft, die abends zur »Arbeitsgemeinschaft« wird, zu verwirklichen.

In diesem Moment klingelte das Telefon. Ich hörte nur einen leisen Fluch, als beim Anschalten des Lichtschalters der Flur dunkel blieb, von dem Gespräch bekam ich nichts mit. Nach einer halben Minute kam Julia in die Küche zurück und suchte im Schrank nach einer Glühbirne. Während ich, auf einem Stuhl balancierend, die Birne einschraubte, erzählte sie, daß sich gerade zwei Gäste für den Abend angemeldet hätten und sie für das gemeinsame Essen, das am Beginn jeden Abends stehe, noch einkaufen müsse. Mir kam Ernst Bloch in den Sinn: »Mit dem Hunger fängt alles an«, und wir verabredeten uns für den kommenden Sonntag. Mein Grinsen über den Aufkleber verbarg unvollkommen das brennende Interesse, das ich an diesem Modell eines Bordells hatte.

Julia bat mich in die Küche. Sie schob eine große Auflaufform in den Backofen und meinte, wir hätten einen ruhigen Tag erwischt, denn zum Essen kämen gar keine Gäste, und die Mitbewohner Gisela und Tom seien auch nicht zu Hause. Sie nahm die Teekanne, drückte mir zwei Tassen in die Hand und ging voraus. Im Flur bemerkte ich ein Plakat, die Reproduktion eines offenbar sehr alten Fotos - ein junger Mann in einem etwas abgerissenen Anzug, Comte de Lautreámont. Darüber: »DIE IDEEN VERBESSERN SICH; DIE BEDEUTUNG DER WORTE HAT DARAN ANTEIL.«

Julias Zimmer bestand aus einer den halben Raum einnehmenden Wohnlandschaft, dunkelblau, von der Decke hingen zwei weiße Lautsprecherboxen und ein kleiner Fernseher, an der Wand stand ein großer Industriekleiderständer, dicht behängt. Ich bemerkte, daß der Lack an ihren Fußnägeln an einigen Stellen abgeplatzt war, als sie die Schuhe abstreifte. Ich drückte meinen Walkman auf »Aufnahme«:

»Wir hatten großes Glück mit der Wohnung. Tom, der das Zimmer neben mir hat, fragte alle seine Massagekunden in der Sauna, darunter auch unseren jetzigen Vermieter. Sieben Zimmer für 1200 Mark. Tom macht seine Massagen jetzt hier, für unser Publikum. Alles, was wir einnehmen, kommt in einen Topf. Daraus werden Miete, Lebensmittel und alle Fixkosten bezahlt - und gespendet. Der Rest wird aufgeteilt, 2500 Mark für jeden kommen immer raus, manchmal auch das Doppelte. Wir könnten viel mehr verdienen, aber dann wäre das hier keine Wohnung mehr. Und in erster Linie wollen wir hier leben, nur für ein paar Stunden am Abend in eine Art Club verwandelt... Wir sind eine Wohngemeinschaft, die abends Besuch kriegt, fünf, sechs Leute, ganz selten mehr.«

»Was sind das für Leute?«

»Wir kennen unsere Gäste zum Teil schon seit Jahren, neue kommen selten allein, sondern werden mitgebracht, eingeführt sozusagen. Es geht ihnen nicht in erster Linie um Sex, es geht um eine entspannte und gleichzeitig spannende Situation, ein erotisches Setting mit sympathischen Menschen. Sex existiert weniger als Wirklichkeit, sondern als Möglichkeit. Es geht nicht darum, mit Geld Widerstand zu brechen, durch Bezahlung für die Gewalt zu entschädigen. Es gibt wirklich wenige, die auf dem Vögeln bestehen, wenn du keine Lust hast.«

»Aber Sex und Erotik haben doch immer auch mit Gewalt zu tun.«

»Jaja, aber Gewalt in der Erotik ist ja keine wirkliche, es geht nicht um reale Unterdrückung, sondern um ein Spiel, erregend und gewalttätig, aber eben ein Spiel. Voraussetzung für dieses Spiel ist das Interesse beider Partner. Was wir hier in dieser Wohnung bieten, ist der Rahmen für ein solches Spiel. Dafür bezahlen die Gäste. Ab und zu geschieht es allerdings, daß sich Spieler während der Partie daran erinnern, wie sehr sie wirklich spielen im Spiel, sie sind dann unfähig fortzufahren, als sei nichts gewesen. Das kann sich sachte anbahnen, ohne Knall oder Sensation, - aber der Spieler wird, gleich wie die Begegnung steht, wie viele Menschen zuschauen, was sie erhoffen, welche Strafen sie verhängen können, plötzlich bewußt erwachen, wird aussteigen aus dem Spiel, eiskalt... das kommt vor.«

Julia spielte mit ihren Fußnägeln, sie schien den abgeplatzten Lack zu mögen, liebevoll streichelte sie darüber.

»Natürlich geht es um Sex, aber eben als *Möglichkeit.* Im Französischen gibts einen Argot-Ausdruck, für Bordell, der gut umschreibt, was dies hier ist: Maison d'illusion. Statt im Puff an der Ecke Hunni löhnen, Präser rüber, knuddeln, rubbeln, Schwanz rein bis es spritzt. Ende! - bieten wir die Illusion, wirklich geliebt zu werden. Sind freundlich, einfühlsam, alles - wenn wir Lust haben. Ich vögele zum Beispiel am liebsten morgens, ausgeruht, noch halb im Schlaf. Unberührt wie ein See, in den ein Stein geworfen wird. Einige Herren wissen von meiner Vorliebe: Einer kommt, verbringt den Abend hier, fragt, ob er bei mir schlafen kann und morgens geschieht es dann - wenn *beide* wirklich Lust haben. Das ist etwas Unbezahlbares, das wissen unsere Gäste. Deshalb sind sie großzügig. Ich bin weniger eine Nutte~ ich bin eine Freundin auf Zeit. Natürlich gibt es Eifersucht unter den Gästen, aber mit -dem Spielverderber-Argument kriegen wir die Eifersucht meistens in den Griff. Es gibt welche, die spielen, und es gibt welche, die zusehen. Den Ärger machen meistens die., die zusehen.«

»Aber was macht Ihr, wenn jemand kommt, der Euch. absolut unsympathisch ist.«

»Wir warten erst mal ab. Betrachten ihn oder sie genauer, und wenn sich niemand findet, der irgendeine positive Vibration spürt und Lust hat, sich mit diesem Gast zu unterhalten, erklären wir, wie das hier läuft. Wer dann immer noch außer auf Drugs und Rock'n Roll auf Sex besteht, wird von allen gemeinsam bedient. Vier, sechs, acht flinke Hände, eine kleine pornografische Show-Einlage - ssssst - das wars, ein Klapps auf den Po und weg ist er. So klein mit Hut.«

Sie drückte Daumen und Zeigefinger aufeinander.

Beim Essen lernte ich die anderen kennen. Femi, ein Nigerianer, hatte Maschinenbau und Musik studiert, bis er das Saxophon entdeckte. Später abends legte er eine Platte mit Percussion und Baß auf und spielte dazu. Julia erzählte, daß viele Gäste total auf seine Musik abfahren. Dann war da noch Betty, Julias Freundin vom ethnologischen Seminar, 1,80 Meter groß mit einer tollen, dunklen Stimme. Sie erwartete noch einen Gast, einen aus der DDR stammenden Schriftsteller, der in den letzten Jahren recht erfolgreich geworden war.

Zuerst war er nur gekommen, damit Betty ihm - nackt - aus seinen Büchern vorliest. Manchmal hatte er währenddessen masturbiert. Dann hatte er Betty gebeten, die Rollen zu tauschen, was sie abgelehnt hat, weil ihr die Texte absolut nicht danach waren. Nach kurzer Verstimmung hatte er seine Besuche fortgesetzt, brachte aber keine Bücher mehr mit.

Neben Femi und Tom, der mit Gisela im Kino war, lebt hier noch Walter, der für den Abend ebenfalls einen Gast erwartete. Nach dem Essen tranken wir Kaffee, Betty begann zu stricken und Femi baute einen Joint. Kurze Zeit später erschienen die Gäste, zwei Männer um die vierzig, und schlugen vor, den Fernseher einzuschalten, einen französischen Spielfilm über einen Regisseur, dem nichts einfällt, der, um Geld zu verdienen, ein Drehbuch einreicht, über einen Regisseur, dem keine Story einfällt... Nach der Inhaltsangabe erlahmte das Interesse sofort, stattdessen lief der Fernseher ohne Ton, Fela spielte, einige tanzten, es wurde getrunken, geraucht, gelacht.

Irgendwann verschwand Walter mit seinem Gast in sein Zimmer, der Schriftsteller kraulte eine von irgendwoher aufgetauchte Katze und erzählte, daß er in den letzten Tagen intensiv in Sachen Volkszählung beschäftigt gewesen sei. Er hatte sich überlegt, daß es über ihn wesentlich mehr zu sagen gäbe, als die Antworten auf die läppischen Fragen der Zähllisten und deshalb begonnen, alles Mitteilenswerte über sich, sein früheres wie jetziges Leben aufzuschreiben. Einige Fotos, die er seiner Antwort beifügen wollte, hatte er auch schon herausgesucht.

Wir sprachen eine Weile über die subversiven Potentiale dieser Idee, vor allem wenn man sie, als gigantische staatliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahme - mündlich realisieren würde. Tausende und abertausende öffentlich finanzierte »Zuhörer«, die sich vom Volk erzählen lassen und ihre Berichte in die Datenbank des Statistischen Bundesamt eingeben. Irgendwann beschlossen der Schriftsteller und 13etty noch, in die Disco zu gehen, Femi schloß sich ihnen an.

»Ich fragte, wieder allein mit Julia, ob dieser Abend ein normaler »Clubabend« gewesen sei, und ob Betty jetzt von ihrem Typ bezahlt würde, dafür, daß sie mit ihm in die Disco geht. »Normalerweise ist sonntags mehr los, aber was hast du: du siehst, es funktioniert. Ob Betty heute abend Geld bekommt, ist völlig gleichgültig. Irgendwann bekommen wir's - weil er wiederkommen will. Wie alle anderen auch. Wir sind konkurrenzlos, es funktioniert. Wichtig ist nur: reinkommen ins Spiel. Und: drin bleiben!« Sie drehte die Musik lauter - »He said: Captain!, I said: What?«.

Als ich ging, gab Julia mir an der Tür einen Kuß. »Wenn du irgend etwas schreibst, dann so, daß es völlig erfunden wirkt. Ich bin sehr glücklich.«

Konkret-Sexualität 1985, S 20

Wolfram Moser

Dr. Mosers goldene Ratschläge für Junggesellen

Rundherausgesagt: Wenn man von guten Freunden als Junggeselle zum Beispiel zu einer Gartenparty eingeladen wird, hofft man natürlich, daß es dort zu einer »bunten Reihe« kommt und in einzelnen Fällen zu weit mehr als nur netten Plaudereien. Was ist zu tun? Das Allerfalscheste, sich auf eine solche, zugegebenermaßen pricklige Situation optimal vorzubereiten, wäre es, den vermeintlich direkten Weg zu wählen, sprich: Neues Hemd, Anzug, Krawatte, Schuhe usw., denn vielmehr gilt es, sich auf das Danach einzustellen, auf Eventualitäten nach der Party, also bereits im Vorwege auf diese Weise möglichst viele kuschlige Situationen daheim inszenieren, denn dann kommts drauf an.

Ich bringe meine Küche auf Hochglanz. Das ist das erste. Dann lege ich zwei, drei Illustrierte neueren Datums in Bad und Toilette und drapiere zwei Hemden neben das Telefon auf dem Flur. Diese besagten Hemden hatte ich vor einiger Zeit aus der Reinigung geholt und bis zum heutigen Tage in ihrer Verpackung gelassen, aus dem einfachen Grunde, weil ich mit ihnen meinem Flur relativ unaufdringlich eine etwas weltmännische Note geben kann. Um nachher nun nicht noch groß herumsuchen zu müssen, kämme ich schon jetzt meine Plattensammlung durch, wähle eine Musik aus, die mir dem Ereignis angemessen erscheint, und überprüfe die Anlage.

Ein Gag ganz besonderer Art ist meine große Salatschüssel. Eine solche Salatschüssel sah ich vor Jahren auf einem Foto von Frank Sinatras Wohnzimmer. Dort stand sie auf dem Couchtisch und war ein starker Blickfang. Der Witz war, daß sich in ihr jedoch weder Salat, Obst oder Vergleichbares befanden, sondern kunterbunt durcheinandergewürfelte unzählige Zigarettenschachteln, alle noch verschlossen und neu. Ich habe dann etwas später diese Anregung aufgegriffen und dabei die Erfahrung machen dürfen, daß dieser aparte Zimmerschmuck stets gut ankam. Zweifelsohne strahlt er eine gewisse Großzügigkeit aus, hat er das gewisse Etwas. Leider neigt man, gerade zu Anfang, bei der Präsentation dieses Arrangements dazu, es so oft es geht zur Wirkung bringen zu wollen, und so wird man gerade dann, wenn die Kumpels um den Tisch sitzen, die böse Überraschung erleben, daß man an einem Abend gut und gerne bis zu drei Stangen Zigaretten loswerden kann.

Also wird man die Schale mit der Zeit nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten auf den Tisch stellen, und am ehesten erhalten bleibt die Funktion dieses schmucken Zigarettendekors, wenn man die Schale überzeugten Nichtrauchern vor die Nase stellt. Die wissen in der Regel die ausgefallene Idee zu würdigen, ohne gleich wie die Heuschrecken darüber herzufallen. Als Gastgeber fällt es einem dann auf alle Fälle leichter, sich dem Gespräch zu widmen, man wird lockerer und bedient sich selbst gern hin und wieder, um die eine oder andere Zigarettenmarke auszuprobieren und die unterschiedlichen Geschmacksnoten miteinander zu vergleichen. Langsam kanns losgehen. Doch vernachlässigen Sie nichts. Alles, was Sie, nachdem Sie die Wohnungstür hinter sich zugeschlagen haben, vergessen haben, kann für Sie später von Nachteil sein.

Also schauen Sie nach, wie es im Kühlschrank aussieht. Sind hier genügend gut durchgekühlte Biere? Legen Sie lieber nach, lieber mehr als zuwenig, damit Sie nachher nicht in die Verlegenheit kommen, auf lauwarmes Bier zurückgreifen zu müssen. Heute weiß schon fast jedes Kind, daß Bier sozusagen kalt die Kehle runterlaufen muß.

Und ich mache noch etwas Zusätzliches. Es mag pedantisch klingen, doch ich bügle mir eine Knitterfalte ins Oberhemd. Dieser kleine Trick erlaubt es mir später, daß ich mich je nach Belieben und völlig ungezwungen jeder Gruppierung dort nähern kann, wenn ich es darauf anlege; auch über das kleine Mißgeschick, das mir da passiert ist, jedes Gespräch an mich ziehen kann, um, sofern mir danach ist, von mir und meinen Hobbies zu plaudern. Schön und gut, ich kann auf alles und jedes offen zugehen, ohne Angst haben zu müssen, vom momentanen Gesprächsstoff der anderen abhängig zu sein, denn wenn ich komme, dann bringe ich mein eigenes Thema ja mit.

Der Zeitpunkt des Aufbruchs rückt langsam immer näher, doch lassen Sie mich bitte kurz zwei Dinge streifen, die ich für grundsätzlich erachte. Erstens: Petersilie mitnehmen, ein Bund genügt, nur frisch muß sie sein, zweitens: Ersatzkanister auffüllen. Warum? Hin und wieder kommt man nicht umhin, will man eine bestimmte, ins Auge gefaßte Bekanntschaft machen, daß man sich zuvor den erforderlichen Mut antrinkt, und in sehr vielen Fällen geschieht es, ich sage dies frank und frei, daß man auch ohnedies auf einer Party gern in Laune gerät, dem köstlichen Getränk über Gebühr zu frönen, so daß die Heimfahrt risikoreich werden kann. Petersilie, klein zerkaut, sorgt hierbei für einen reinen Atem, und der Polizeibeamte, der eines des nachts die Scheibe herunterkurbeln läßt, kommt nicht sofort auf böse Gedanken, wenn man ihn anhaucht.

Zum Ersatzkanister werde ich an späterer Stelle ausführlicher kommen und möchte mich hier doch noch etwas an einer zentralen Frage aufhalten, nämlich der, was ich als guter, etwas liebeshungriger Gastgeber parat halte, wenn es heißt, daß die Liebe durch den Magen gehen soll. Ein Kollege aus der Kreditabteilung prahlte in diesem Zusammenhang einmal vor versammelter Mannschaft mit einem angeblich hundertprozentig sicheren Liebesmahl. Auf dem Weg vom spanischen Urlaubsort zurück nach Hause habe er in Frankreich halt gemacht, sei eingekehrt und habe dort frische Austern gegessen

und einen französischen Sekt der Sonderklasse getrunken. Beides habe derartige Wirkungen gezeigt, daß er und seine Freundin auf der Stelle beschlossen, die Nacht nicht durchzufahren, sondern anders, französisch zu verbringen.

Als ich Tage nach dieser Schilderung rein zufällig an einem Feinkostgeschäft vorbeikam, das mit köstlichen Austern warb und ich mir auf Grund einiger Fotos in der Auslage das Innenleben dieser sonderbaren Meeresfrüchte näher vor Augen führen konnte, empfand ich dies alles doch als reichlich unappetitlich, und als mein Blick schließlich auf die kleinen Preistäfelchen fiel, war es aus mit meiner Neugier. Das war ja der reinste Wahnsinn! Meiner Meinung nach eignen sich statt dieser Austern nämlich hervorragend Nordseekrabben. An einem Kilo frischer Krabben können zwei erwachsene Menschen mit etwas Geschick gut und gerne eine Stunde pulen. Und wenn Sie über ein klein wenig mehr Talent als Ihre Partnerin verfügen, können Sie, wann immer Sie wollen, ihr auf eine charmante Art zeigen, wie man es macht. Wer allerdings das Pech hat, daß er zu weit im Süden wohnt und einfach nicht an diese schmackhaften kleinen Dinger herankommen kann, sollte aber zu später Stunde auf alle Fälle etwas Fischiges auf den Tisch zaubern. Mit einem zünftigen Makrelenbrot liegen Sie eigentlich immer richtig, geräucherter Heilbutt ist eine große Delikatesse und auch nichts zu sagen ist gegen ein Rotbarschfilet. Das ist normalerweise fester im Fleisch, aber gern auch fasriger. Ganz ungewöhnlich delikat jedoch sind die winzigen Sprotten, über Buchenholz geräuchert und in allerfeinstem Öl eingelegt. Es lohnt sich, davon ein paar Büchsen in Petto zu haben. Bereits das Öffnen der Dose kann ein lustiges Vergnügen bergen. Wer sich nur ein bißchen tollpatschig anstellt, schafft es, daß ihm beim Eindringen des Öffners etwas Öl auf's Hemd spritzt oder - so Gott will - einen Fleck auf die Hose macht. Wenn Sie nicht ganz ungeschickt sind und Sorge tragen, daß Ihnen dieses vermeintliche Malheur auch tatsächlich widerfährt und auch das gewisse Quentchen Glück mitspielt, so wird »Sie« die Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen und Ihnen mit einem Lappen flink zur Hand sein, um den Flecken zu entfernen. Legen Sie deshalb vorsorglich einen solchen Lappen, Schwamm oder dergleichen in Reichweite, bevor Sie die Büchse öffnen.

Haben Sie nun alles bedacht, was sein könnte, und wollen in Ihren Wagen steigen und losfahren, so schauen Sie vorher - hinterher ist es nämlich meistens zu spät - bitte nach, ob Sie genügend Benzin mit sich führen: Der Ersatzkanister muß immer voll sein! Es soll wirklich schon vorgekommen sein, daß man mitten in der Nacht auf einer einsamen Landstraße stehen bleibt, weil der Tank alle ist und auch der Ersatzkanister ist leer. Die junge Dame, der man anbot, sie nach Hause zu fahren und sei es bis ans Ende der Welt, fröstelt, während Sie sich die Nacht um die Ohren schlagen, um irgendwo in dieser gottverlassenen Gegend eine Münztankstelle zu erlaufen. Und ziehen Sie vorher bloß den Zündschlüssel ab, sonst kommen sie irgendwann zurück und müssen besorgt feststellen, daß auch Ihr Fahrzeug weg ist.

Ich weiß, damit schneide ich ein heikles Thema an. jeder Junggeselle, der auf der Suche nach dem idealen Partner ist, hat sie sich schon zum soundsovielten Male gestellt: Wie kann ich letztlich sicher sein, daß ich demjenigen, dem ich einmal mein ganzes Vertrauen schenken möchte, trauen kann? Vielen Kollegen von mir ist diese Frage absolut piepegal. Die sagen schlicht, nach mir die Sintflut, komme, was wolle, wenns nicht anders geht, dann bitte schön. Was sagt man diesen Menschen?

Nun, ich weiß es nicht. Diese Frage ist so oder so sehr, sehr schwer zu beantworten. Ein ganz klein wenig kann uns hierbei die Psychologie, soweit man ihrer mächtig ist, weiterhelfen. Die Psychologie gibt uns hin und wieder Spiele an die Hand, mit deren Hilfe man aber über den anderen etwas herausbekommen kann, ohne daß diese Person mitkriegt, was sie gerade alles an Intimstem preisgibt. Doch wie man es auch drehen und wenden mag, ob einen nun sein Tageshoroskop ermutigen oder entmutigen mag, letztlich ist es doch immer wieder der Zufall, der, wie allzu oft und so auch hier, die entscheidende Rolle spielt, wie es auf der anderen Seite ja auch Zufall war, daß mir bislang diese Frau noch nicht hat in die Arme laufen wollen. Allein schon von daher bin ich für entsprechende Zuschriften von interessierter Seite mehr als empfänglich.

Wenn Sie bitte Ihrem Schreiben ein Foto beilegen möchten, mit Angabe von Größe und Gewicht (garantiert zurück!), einen relativ knappen Lebenslauf verfassen und, soweit es Ihre Zeit nicht allzu sehr in Anspruch nehmen sollte, eine 'kurze Darstellung Ihrer bisherigen Partnerschaften mit einer Auflistung der Gründe für die jeweilige Trennung. Für Ihre Mühe danke ich im voraus.

Konkret-Sexualität 1985, S 22

Reimut Reiche

Die Ungleichheit der Geschlechter

Der erste Blick auf die Ungleichheit in der Verteilung sozialer und ökonomischer Macht zeigt die Dinge in einem scheinbar schattenlosen Licht. In der Geschichte hat sich die Herrschaft des Mannes über die Frau überall durchgesetzt, sie erscheint universell als Geschichte männlicher Machtergreifung. Patriarchat ist das eine Stichwort, Macht der Mütter das andere.

Sich vom Mann als schwach oder schön oder nicht so aggressiv definieren zu lassen, kann ebenso aggressiv und ebenso befriedigend sein, wie die Macht des Definierens auszuüben. Sogenannte Passivität (des »äußeren«, vordergründigen Verhaltens) kann ebenso mächtig machen und ebenso gewalttätig sein wie Aktivität. In der Alltagssprache und im alltäglichen Denken wird aber nur »Aktivität« mit Aggressivität assoziiert - und »Passivität« mit Erleiden. Das zeigt deutlich die »eindeutschende« nationalsozialistische Sprachregelung für den Grammatik-Terminus Passivum, nämlich Leideform.

Es ist schwer zu sagen, wer in einer Familienkonstellation von trinkendem und schlagendem Vater und psychosomatisch leidender, ihre Kinder mit (Selbst-)Vorwürfen überschüttender Mutter aggressiver oder gewalttätiger ist. Sich in Abhängigkeit begeben zu können, genauer: die eigenen Abhängigkeitswünsche zu erkennen und anzuerkennen, sie nicht verleugnen zu müssen, ist für die seelische Gesundheit ebenso unerläßlich wie das Unabhängig-Werden. Der Begriff der Autonomie schließt, in der Psychoanalyse, im Gegensatz zu seinem plakativen Gebrauch in den politischen Emanzipationsbewegungen, die Fähigkeit (nicht das triebhaft agierte Bedürfnis) ein, sich in Abhängigkeit zu begeben. Risiko und Erstarrungszustand der Abhängigkeit ist die Unterordnung; aber Abhängigkeit ist dennoch mit Unterordnung so wenig gleichzusetzen wie Unabhängigkeit mit Überordnung. Das führt zurück zur Problematik von Gleichheit und Ungleichheit. Diese gelangt endlich, nach Jahrzehnten des Denkverbots, wieder in den Bereich des Denkbaren innerhalb der »autonomen« politischen Gruppen.

So heißt es in einem programmatischen Artikel der avancierten italienischen Frauengruppe »Sopposottra«: »Uns als Opfer frauenfeindlicher Diskriminierung zu begreifen und darzustellen, ist für uns heute nicht mehr wesentlich und kann mittlerweile sogar mehr der Verschleierung dienen... Den Frauen, die sich gesellschaftlich verwirklichen wollen, stellen sich heute immer weniger Hindernisse in den Weg: Das Auge gewöhnt sich daran, an Stelle von Männern Frauen zu sehen. Doch drinnen, dort wo das Auge nicht hinreicht, spielt sich eine dauernde Anstrengung ab, um den eigenen weiblichen Körper auf dem Platz zu halten, der für einen Männer-Körper gemacht ist... In unseren Gruppen wird die Ungleichheit im allgemeinen nicht zugegeben - im Namen eines von den linken Bewegungen geerbten Gleichheitsdenkens, in Wirklichkeit vielleicht aber als Reaktion auf den Druck der übermächtigen Mutter. In der patriarchalischen Gesellschaft hat die Mutter-Tochter-Beziehung keine Form und ist deshalb oft mit Konflikten beladen und für beide ein Verlust. Wir haben - als Resultat unserer Politischen Praxis unter Frauen - begriffen, daß die Ungleichheit zwischen Frauen praktikabel ist. Eine sehr wertvolle Erfahrung: anzuerkennen, daß eine, die uns gleicht, mehr Wert hat ... « 1

Die homosexuell-pädophile Komponente (libidinöse Bejahung des gleichgeschlechtlichen Autoritätsverhältnisses) ist unübersehbar. Aber, von der homosexuellen Position aus gesehen, ist die Pädophilie das Einfallstor zur Heterosexualität, zur Anerkennung des »Wertes« der Ungleichheit der Geschlechter. Wenn das Mädchen nicht mehr leugnet, daß es eine Mutter hat, besteht die Gefahr, daß es erkennen muß, daß die Mutter auch einen Mann hat.

Im Verlauf der menschlichen Geschichte wurde die Frau in einem Ausmaß zum Objekt von Gewalttätigkeit, zu der es für den Mann keine Entsprechung gibt: legalisierte oder durch Brauch und Ritus sanktionierte Vergewaltigung, Tötung von Ehefrauen und neugeborenen Mädchen, Hexenverfolgung, Prostitution, Einsperrungen, Aussperrungen, sexuelle und Kleidervorschriften. In dem Maß, in dem sich die Mittel der Gewaltausübung im Verlauf der Zivilisation überhaupt verfeinern bzw. durch den Prozeß der Verinnerlichung ergänzt werden, tritt natürlich auch die Gewalt gegen Frauen in ihrer rohen Form zurück, ohne jedoch jemals ganz zu verschwinden. Selbst dann, wenn die »Diskriminierung der Frau« in ihrer sichtbaren, greifbaren Gestalt in den modernen und postmodernen Gesellschaften ganz sich auflösen sollte - so lautet dasjenige Theorem der radikalen oder »autonomen« feministischen Bewegung, das, soweit ich sehe, in den letzten Jahren zum zentralen theoretischen Programmpunkt wurde -, selbst dann ist ihre Diskriminierung nicht beendet; dann kommt vielmehr erst ganz zur Geltung (und ins Blickfeld weiblichen Denkens): daß alle bisherige Geschichte Geschichte des Mannes ist und daß die Frau in ihr keinen eigenen Ort hat, Weiblichkeit nur als Projektion des Mannes auf die Frau existiert. In dem oben zitierten Absatz kommt diese Denkfigur in der Passage zum Ausdruck, wonach die sich emanzipierende Frau eine dauernde An Anstrengung vollbringen muß, »um, den eigenen weiblichen Körper auf dem Platz zu halten, der für einen Männer-Körper gemacht ist«.

Angesichts der erdrückenden Beweise spezifischer Gewaltanwendung von Männern gegen Frauen und von spezifischer Gewalt über die Frau in der Geschichte mag der meine Überlegungen leitende Gedanke über die Aggressivität und die Macht derer, die sich »als schwach definieren lassen«, vielen wie eine Verhöhnung der Opfer klingen und manche zu einer Freisprechung der Täter einladen. Diese Bürde hat D.W. Winnicott wohl gemeint, wenn er seine Arbeit über »Die

Beziehung zwischen Aggression und Gefühlsentwicklung« mit den Worten einleitet: »Wenn die Gesellschaft in Gefahr ist, liegt das nicht an der Aggressivität des Menschen, sondern an der Verdrängung der persönlichen Aggressivität bei jedem Einzelnen. Beim Studium der Psychologie der Aggression wird dem Studenten eine schwere Bürde auferlegt, und zwar aus folgendem Grund: In einer Gesamtpsychologie bedeutet das Bestohlenwerden das gleiche wie Stehlen, und ist ebenso aggressiv. Schwachsein ist ebenso aggressiv wie der Angriff des Starken auf die Schwachen.« 2

Wenngleich sich mein Gedanke ausdrücklich auf die Psychologie der Aggression bezieht und nicht unverändert auf Politik und Geschichte der Gewalt übertragbar ist, fixiert er doch die Psychologie als konstitutives Moment von Geschichte und Politik.

Daraus folgt zunächst die Behauptung, daß *Mann und Frau zusammen* Geschichte und Politik machen - und daß die Frau niemals Objekt oder Opfer »männlicher« Politik ist, auch wenn nur biologisch männliche Individuen die Regierung bilden, in einem Parlament sitzen, dort ausgemacht frauenfeindliche Gesetze erlassen usw. In dieser Betrachtungsweise »schickt« die Frau den Mann ebenso in den Krieg, wie der Mann die Frau an den Herd »fesselt«. Sie bilden zusammen ein Paar von einer ganz anderen Qualität der emotionalen Reziprozität und Einheit als der einzelne Notzüchter und die diesem zufällig begegnende Spaziergängerin im Stadtwald. Mag es auch zwischen den »Paaren« vielfältige, viktimologisch, soziologisch und historisch rekonstruierbare Beziehungen geben, die dem ersten Blick verborgen bleiben, der immer *einen* Täter und *ein* Opfer sieht, so bilden Mann und Frau in der Geschichte doch ein Paar von ganz besonderer Art. Sie sind mindestens in dem Sinn »auf immer vereint«, als sie geschichtlich niemals auseinander gehen können.

Damit wird aber nicht behauptet, daß das Mann-Frau-Paar die ursprüngliche oder universelle gesellschaftssuftende Einheit repräsentiere - wie dies lange über die sog. Kernfamilie behauptet wurde. Wenn es überhaupt eine solche universelle Einheit gibt, dann ist es die Mutter mit ihren abhängigen jungen, eine soziale Konstellation, die definitionsgemäß bei allen Säugern vorkommt. Variieren können nur (1) das *Ausmaß der Pflege,* welche die Mutter ihren jungen über das notwendige Minimum hinaus gibt (also die Verfügbarkeit des sich konstituierenden primären Objekts) und(2) die *Stärke der Anbindung* eines oder mehrerer Männchen an diese Grundeinheit (die weder beim Tier noch beim Menschen aus nur *einer* Mutter und ihren jungen zu bestehen braucht). Diese »Anbindung« kann sich bei den Säugern auf neunzig Sekunden pro Generationszyklus, also die Kopulationsdauer, beschränken (beim Hamster) und bis zur »monogamen« Paarbildung reichen (beim Gibbon etwa).

Es spricht vieles dafür, die »Familiarisierung des Männchens« mit E. W. Count als den »bedeutsamsten Einzelvorgang« zu betrachten, »durch den sich die menschliche Familie aus den Alloprimaten entwickelt hat«.3

Robin Fox geht noch einen Schritt weiter und fragt nach dem *Grundmuster* der Fortpflanzungs-/Sozialsysteme in der Säugetier-Reihe: »Ich denke, es gibt ein allen in Gruppen zusammenlebenden Primaten gemeinsames Muster, und dieses Grundmuster umfaßt die Beziehungsdynamik..., die zwischen den drei Hauptblöcken oder Interessengruppen des Systems herrscht - erstens den etablierten Männchen, zweitens den Weibchen und Jungtieren und drittens den randständigen oder heranwachsenden Männchen. 'Etabliert' sind jene Männchen, die Zugang zu fortpflanzungsfähigen Weibchen haben, weil sie sich einen 'Harem'oder ein Territorium oder den Aufstieg in der Rangordnung - oder was immer erwartet wird - erkämpft haben. Ihnen gegenüber stehen die - in der Regel jüngeren - Männchen, die diesen Status erst noch erlangen wollen. Die Weibchen stehen zwischen beiden Gruppen; sie versorgen die Randgruppen mit dem 'Nachschub' an jungen Männchen und selegieren die 'besten Gene' bei den ausgewachsenen Männchen«4. Fox sieht in der Strukturdynamik der »drei Blöcke« die gesellschaftsbildende *Macht* überhaupt. Da aber jeder »etablierte« Verhaltensbiologe oder Paläoontologe, der etwas auf sich hält, eine von allen anderen bislang nicht erkannte Macht mobilisiert, will ich dieser interessanten Überlegung jetzt nicht weiter nachgehen.

Wenn man die ganze Phylogenese unter dem Aspekt der Geschlechterbeziehung verfolgt, wird man in Bezug auf die in Gruppen lebenden Arten feststellen können, daß ihre Organisation der »Machtverteilung« (eine gewiß anthropomorphe Betrachtungsweise) von genetisch festgelegten stereotypen Differenzierungen (etwa bei den Termiten) zu »freieren« Organisationsprinzipien aufsteigt, in denen das Moment des Kampfes mit ungewissem Ausgang und damit Lernen, Intelligenz und Verfügung über bereits erlangte Macht zunehmend wichtig werden. Bei den Alloprimaten ist zum Organisationsprinzip innerhalb der für ein Geschlecht, Männchen oder Weibchen, vorgesehene Möglichkeiten der Rangordnung eindeutig der Status geworden. Dieser ist aber nicht mehr genetisch fixiert, sondern muß sozial festgelegt (erkämpft) werden. Teilt man *zweitens den Lebensprozeß des* Individuums in *zwei* sich wiederholende Zyklen ein - eine Phase der reproduktiven Aktivität und eine Phase der Reproduktionsruhe -, so wird man feststellen, daß mit der phylogenetischen Entwicklung die Phase der reproduktiven Aktivität einen immer größeren Teil der Lebensspanne ausmacht und daß sich drittens, am Ende der Fortpflanzungsphase, der soziale Dimorphismus (Count) wieder verwischt, das heißt Männchen und Weibchen gleichen sich in ihrem Verhalten wieder an.

Mit dem Erscheinen des Menschen werden die ersten beiden Tendenzen weiter fortgeführt, die dritte aber eindrucksvoll außer Kraft gesetzt: Geschlechterrollen und intrapsychische Repräsentanzen (im Sinne von: unbewußt wirksame innere Bilder) der Geschlechtsidentität werden so gewaltsam und ein für alle Mal markiert, daß man von einer bipolaren

Überzeichnung der Geschlechterrollen beim Menschen sprechen kann. In der, evolutionsgeschichtlich betrachtet, sehr kurzen Zeit des Übergangs vom pflanzenfressenden Primaten zum jagenden Affenmenschen kommt es zu einer Revolution (Fox) im Verhältnis der drei Blöcke Dieser Prozeß wird von unterschiedlichen Untersuchern unterschiedlich beschrieben und bewertet; als sein Resultat finden wir immer die *Familiarisierung des Männchens.* jetzt müssen eindeutig soziale Programme zur Lösung des zentralen Problems des sexuellen Zugangs zu den Weibchen entwickelt werden, Lösungen, die sich nicht mit der Ausstoßung der unterlegenen Männchen zufrieden geben. Hier liegt der Ursprung der Initiation, der Exogamie und des Inzest-Tabus. Damit sind aus den Männchen Männer und aus den Weibchen Frauen geworden.

Der Penisneid der Frau erscheint aus dieser Sicht, ohne seine Existenz selbst anzuzweifeln, als ein sekundäres oder reaktives Phänomen, das eher Auskunft über den aktuellen historischen Stand des Geschlechterkampfs gibt als über die Natur der Frau. Der Gebärneid des Mannes erscheint jetzt als gewiß so begründet wie der Penisneid der Frau: weil er nicht gebären kann, muß der Mann »familiarisiert« werden, mit allem geschlechtsspezifischen Haß, der hieraus erwächst. Erst Penisneid und Gebärneid als Paar bilden eine brauchbare psychoanalytische Konstruktion. Daß der Neid des Mannes auf die prokreativen Fähigkeiten der Frau (schwanger werden, gebären, stillen) so lange keinen begrifflichen Ausdruck in der psychoanalytischen Theorie gefunden hat, obwohl er in der Analyse eines jeden männlichen Patienten in verstellter oder abgewehrter Form zur Darstellung kommt, ist selbst Ausdruck - des »Gebärneids«, der projektiv am »Penisneid« der Frau abgehandelt wird.

Eine zu den menschlichen »Ursprüngen« zurückgehende Betrachtungsweise verführt dazu, die Frau, sei es in ihrer Eigenschaft als Mutter, sei es als sonstwie vorgestellte Verkörperung eines weiblichen Prinzips, als in einem Mittelpunkt ruhend zu imaginieren. Der Mann streicht dann um die Mütter herum, bietet seine Dienste, Kraft, Intelligenz und Geschick an, präsentiert das Genitale, vertreibt männliche Rivalen oder verbrüdert sich mit ihnen - und begibt sich entweder friedfertig in den Machtkreis der Großen Mutter, oder aber er rebelliert gegen sie, zettelt Streit an.

Diese Sichtweise führt gewöhnlich zur Konstruktion eines Ur-Matriarchats als behauptetem »ursprünglichen« geschichtlichen Zustand, sicher nicht weniger ideologisch als die vielen Konstruktionen eines Ur-Patriarchats. Eine wissenschaftliche Linie der verehrungsvollen Wiedereinsetzung des Weiblichen, der Großen Mutter, die am Unbehagen an den menschheitsverderbenden »männlichen« Eigenschaften sich entzündet, beginnt mit J.J. Bachofen, führt über J. Michelet, R. von Ranke-Graves, W J. Thompson und viele andere, streift den späten Herbert Marcuse und findet mit Ernest Borneman ihren peinlichen Höhepunkt. Wieviel Haß gegen die Frau mit solcher Verehrung des Weiblichen abgewehrt werden kann, zeigt gerade Bornemans lärmendes Werk »Das Patriarchat«. Es beginnt mit dem doppeldeutigen Satz: »Das *Patriarchat* ist den Frauen gewidmet«5 und endet mit einem flammenden Aufruf zur Totalkastration der Frau im Namen der Revolution: »Die Befreiung der Frau kann nur durch die Befreiung von der Geschlechtlichkeit erfolgen. Einerlei welche Rechte sie sich erkämpft, einerlei wie weit es ihr gelingt, die Vorurteile gegen sie abzubauen, einerlei wie weit die Angleichung der Löhne beider Geschlechter fortschreitet, drei biologische Benachteiligungen bleiben vorerst noch erhalten: Menstruation, Schwangerschaft, Verwundbarkeit der Mammae. Ehe wir nicht alle drei beseitigt haben, kann es keine Gleichheit der Geschlechter geben«6.

Angesichts solcher Widmungen ist es verständlich, daß die feministische Bewegung gegen jede, auch vorgeblich feminophil-revolutionäre Indienstnahme des Weiblichen sich sperrt - - auch gegen Marcuse, der in seinen letzten Jahren die Idee einer freien, zu sich selbst und zur Ruhe gekommenen Menschheitsverfassung im Begriff einer *»weiblichen* Gesellschaft« zu fassen versucht hat: »Das Vermögen, 'rezeptiv, 'passiv' zu sein, ist eine Vorbedingung von Freiheit: es bezeichnet die Fähigkeit, die Dinge in ihrem eigenen Recht zu sehen... Diese Rezeptivität ist selbst der Boden des Schöpferischen - sie bildet den Gegensatz nicht zur Produktivität, sondern zur *zerstörerischen* Produktivität. Letztere ist das immer deutlicher hervortretende Charakteristikum männlicher Vorherrschaft; weil das 'männliche Prinzip' die herrschende geistige und körperliche Kraft gewesen ist, wäre eine freie Gesellschaft die 'bestimmte Negation' dieses Prinzips - sie wäre eine *weibliche* Gesellschaft. Diese ist grundsätzlich verschieden von jeglicher Form des Matriarchats; das Bild der Frau als Mutter ist selbst repressiv«7.

Obgleich die »‘Verweiblichung' des Männlichen«8 bei Marcuse als philosophische Idee gefaßt ist und nicht, wie bei Borneman, als totalitäre psychochirurgische Vision, wird das Weibliche doch von beiden - und sie sind hier nur stellvertretend für viele andere Autoren und Programme zitiert - als utopischer Heilsbringer phantasiert. Zugleich wird aber - auf der bewußten Ebene - lautstark geleugnet, daß diese Erwartung etwas mit dem Mütterlichen im Weiblichen zu tun habe. »Das Mütterliche« aber realisiert sich wesentlich in der frühen Mutter-Kind-Beziehung; diese hinterläßt die prägende Spur des Glücks und der erfüllten Einheit - und sei es als deren Negativform, als Mangel und Anklage - in jedem Menschen. Daran zu erinnern bricht auch heute noch ein Tabu.

Anmerkung auf Seite 25:

Literatur:

1 »Sopposottra«: »Lust zu siegen«, gekürzt in »Pflasterstrand«, Nr. 164, 1983, S. 23 f.

2 D.W. Winnicott: »Die Beziehung zwischen Aggression und Gefühlsentwicklung. In den.: »Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse«, München, 1976, S. 89.

3 E.W Count: »Das Biogramm.. Anthropologische Studien, Frankfurt am Main, 1970, S. 128.

4 Robin Fox:: »Bedingungen der sexuellen Evolution«. In: Ph. Ariès u.a.: »Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit«, Frankfurt am Main, 1984, S. 18.

5 Ernest Borneman: »Das Patriarchat. Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystems«, Frankfurt am Main, 1975, S. 7.

6 a.a.O., S. 531.

7 Herbert Marcuse: »Natur und Revolution«. In ders.: »Konternrevolution und Revolte«, Frankfurt am Main, 1973, S. 90.

8 a.a.O., S. 91

Konkret-Sexualität 1985, S 26

Karl Heinz Roth

Die »Behandlung« von Homosexuellen im Nationalsozialismus

KZ- Terror und Ermordung sind nicht die ganze Wahrheit der Homosexuellen-Verfolgung im sogenannten Dritten Reich. Methoden zur massenhaften »therapeutischen Umstimmung«, wie Psychotherapie und Hormonbehandlung, wurden ebenfalls erprobt, nachdem eine Erhebung von 1936 die Nazis erschreckt.- Der »gesunde Volkskörper« war von vier Millionen homosexueller Männer durchsetzt, die an allen Fronten benötigt wurden.

Seit den Veröffentlichungen von Rüdiger Lautmann, Hans-Georg Stümke und Rudi Finkler wissen wir in ersten Umrissen, mit welcher Brutalität und Systematik die Nazis gegen Homosexuelle vorgingen 1. Indem sie polizeiliche Rasterfahndung, Spitzelwesen, medizinische Leibesstrafen, juristische »Sicherungsverwahrung« und SS-Terror in den Konzentrationslagern miteinander verbanden, gelang ihnen ein zerstörerischer Zugriff, von dem sich die homosexuelle Subkultur bis heute nicht erholt hat.

Nun ist dieser zweifellos richtige Gesamteindruck im Hinblick auf die Zeit nach den großen Razzien von 1933 bis 1936 durch eine Reihe zusätzlicher Tatsachen zu ergänzen. Aufregend ist vor allem ein Bericht über den Umgang der Wehrmachtspitzen mit dem »Homosexuellenproblem«: hier zeigt sich zum erstenmal, wie sich die nazistische Wut gegen die »bevölkerungsbiologisch« und »staatspolitisch« gleichermaßen verhaßten Schwulen mit feinen Abstufungen beim Zugriff und beim Aussondern verbunden hat.2

Überall da, wo der Homosexuelle seine von den Kripostellen durchsetzten Schlupfwinkel verläßt und in den sozialen Alltag hinüberwechselt, werden die Verfolger zurückhaltend und vorsichtig. Bei den Truppen erhält die Kampfmoral Vorrang vor der hemmungslosen Verfolgung, und je massenhafter sich die Homosexualität in den mörderischen Männerbünden des »totalen Kriegs« aktiviert, desto mehr finden die Appelle Gehör, doch um des »sozialen Friedens« willen genauer zwischen den »Böcken und den Schafen« zu trennen.3

Bei der Durchsicht der Urkunden aus den wichtigsten Männer-Institutionen des »Dritten Reichs« ergibt sich immer das gleiche Bild, sei es nun Hitlerjugend, Reichsarbeitsdienst, Heer, Kriegsmarine oder Luftwaffe. Die große, gegen die SA gerichtete Säuberungsorgie des Jahres 1934, bei der das Verdikt der Homosexualität eine wichtige taktische Funktion innehatte, wiederholte sich später nicht mehr, obwohl es durchaus Gründe dafür gegeben hätte.

Das in den bisherigen Veröffentlichungen gezeichnete Bild muß also in einigen wesentlichen Aspekten korrigiert werden. Es ist wahr, daß die homosexuelle Subkultur der großen Städte in den ersten Jahren der NS-Herrschaft zerstört wurde, und daß die Juristen, Knastärzte, Psychiater und SS-Schergen mit den im Verlauf dieser ersten Verfolgungswelle Sistierten grausam und zynisch umgingen. Wahr ist aber auch, daß sich die Verfolger dabei zunehmend der Sinnlosigkeit ihres Tuns bewußt wurden.

Eine Normabweichung von den streng auf Kinderproduktion ausgerichteten Prinzipien des »Geschlechtshaushalts der Nation« (Heinrich Himmler) ließ sich nur dann polizeilich-repressiv erledigen, wenn sie sich in einem abgeschlossenen Milieu präsentierte. Mit polizeilichen Mitteln allein war aber nichts mehr zu machen, wenn sie vor den Razzien auswich und sich in die - ja reichlich potentielle Partner präsentierenden - Massenorganisationen flüchtete. Von den zuständigen NS-Spitzen wurde die Zahl der untergetauchten Homosexuellen seit 1936/37 auf drei bis vier Millionen geschätzt.

Für die nazistischen Gesellschaftssanierer war diese Einsicht ein schwerer Schlag. Trotz aller Säuberungen steckte der »Volkskörper« voller Laster, Unangepaßtheiten und verschwiegener Dissidenz. Bei den Kongressen und Tagungen, die sich diesem Phänomen widmeten, rangierte das »Homosexuellenproblem« ganz oben auf der Traktandenliste. Das Terrain der Erfassung und Ausgrenzung mußte offensichtlich gewechselt werden.

Da aber niemand wußte, wie das zu bewerkstelligen sei, erlebte die »Homosexuellenforschung« eine neue Hochkonjunktur. Natürlich war es sozialpolitisch unmöglich, drei Millionen Männern die Hoden abzuschneiden und sie zur »Sicherungsverwahrung« zu verurteilen beziehungsweise in die Konzentrationslager zu stecken. Deshalb waren jetzt Methoden gefragt, die es ermöglichten, die breite Masse der Homosexuellen »therapeutisch umzustimmen«. Nur die - möglichst - Wenigen, die berühmten »hartnäckigen Fälle«, die sich nicht heilen ließen, sollten stigmatisiert und vernichtet werden wie bisher. Im folgenden werde ich über zwei Ansätze berichten, die in jüngster Zeit wieder aktuell geworden sind.

Im Frühjahr 1938 startete Herbert Linden, seines Zeichens Ministerialrat und Leiter der Gesundheitsabteilung des Reichsinnenministeriums, eine vertrauliche Umfrage. Von den seit 1936 im »Deutschen Institut für Psychologische Forschung und Psychotherapie« zusammengeschlossenen Psychoanalytikern und Psychotherapeuten wollte er wissen, wie viele Homosexuelle sie in den vergangenen fünfzehn Jahren mit welchem Erfolg behandelt hatten. Das Ergebnis war eher bescheiden: Matthias Heinrich Göring, der Leiter des Instituts, machte 5 10 homosexuelle Patienten namhaft.

Immerhin genügte diese Zahl erfolgreich »Umgestimmter« dem hellsichtigen Linden, um die Teilnahme einer vom Reichsjustizministerium veranstalteten Fortbildungswoche auf eine dringend erforderliche Erweiterung ihrer Sanktionspalette gegenüber homosexuellen Delinquenten aufmerksam zu machen. Wissenschaftlich sei die These einer »erbminderwertigen Veranlagung« zur Homosexualität nicht mehr unangefochten, und »die Erfahrungen der Psychotherapeuten« versprächen Licht am Ende des Tunnels, weil »sich bei fast an Homosexuellen frühe, wenn auch verschüttete heterosexuelle Tendenzen nachweisen lassen. «4

Lindens Vortrag vor den Staatsanwälten und Strafrichtern des »Dritten Reichs« war ein Signal. Die Psychotherapeuten, die auch in Sachen Homosexuellenforschung bislang eher ein Schattendasein am Rand der wissenschaftlichen Machtkämpfe zwischen Genetikern, Psychiatern und Juristen gefristet hatten, wurden hoffähig. Maria Kalau vom Hofe und Felix Boehm, beide Psychoanalytiker, bauten im »Deutschen Institut« eine Abteilung für forensische Psychologie auf, um von ihr aus ein Forschungswerk zum Homosexuellenproblem« zu starten. Sie betreuten bald einen festen Klientenstamm, der überwiegend aus jugendlichen Homosexuellen bestand. Die meisten dieser Delinquenten hatte die Kripo erfaßt und dann die jeweils zuständigen NS-Massenorganisationen - HJ, BDM und NS-Volkswohlfahrt - eingeschaltet. Im Rahmen der »jungendärztlichen Betreuung« abweichenden Verhaltens seitens der HJ beispielsweise war seit 1941 die Überweisung von Sexualdelinquenten zum Psychotherapeuten Routine-Programm.5

Seit Kriegsbeginn wurden die Berliner Psychotherapeuten auch in die kriminalpolizeiliche Verfolgung von erwachsenen Homosexuellen eingeschaltet. »Einmalig Entgleiste« wurden ihnen zur Behandlung zugeschickt und ansonsten nur »überwacht«. Aber auch die, die wegen »der Verführung mehrerer Partner« in »polizeiliche Vorbeugehaft« gerieten, erhielten noch einmal eine Chance, um die »zu einem erheblichen Teil aus Homosexuellen« bestehenden »KZ-Belegschaften« abzubauen: »Oberstabsarzt Prof. Dr. Göring im Reichsluftfahrtministerium versuche durch psychotherapeutische Untersuchungen die Wiedereingliederung solcher Menschen in die Volksgemeinschaft und mache damit gute Erfahrungen.«6

Es wäre ein Aufsatz für sich, die bis zum Kriegsende immer intensivere Einbeziehung der Psychotherapeuten in die nazistische Verwaltung des »Homosexuellenproblems« nachzuzeichnen. Natürlich handelte es sich um keine Psychotherapie nach unserem heutigen Selbstverständnis, eher um eine letzte Chance für den nach Berlin geschickten Klienten: Wer »rückfällig« wurde, wurde gnadenlos ins KZ zurückgeschickt. Auffällig ist überhaupt der Zynismus, mit dem sich die NS-Psychoanalytiker und -Therapeuten in das sozialtechnische Gesamtprogramm zur Eindämmung der Homosexualität integriert haben.

Aber au h in den Konzentrationslagern wurden die Homosexuellen seit etwa 1942 nicht mehr umstandslos »durch Arbeit vernichtet«. Seit 1942 wurde selbst die Arbeitskraft des KZ-Häftlings knapp, und die SS bemühte sich sehr, die Homosexuellen durch neuartige Verfahren »sexuell umzustimmen« und zugleich »leistungsfähiger« zu machen.

Im Sommer 1943 schloß der »Reichsarzt SS«, Grawitz, einen Vertrag mit dem dänischen SS-Sturmbannführer und Hormonforscher Carl Vaernet, der sich anheischig machte, Homosexuelle durch den Einbau einer »künstlichen Drüse« kurieren zu können. Vaernet glaubte, daß die Veranlagung zur Homosexualität durch einen Mangel an männlichem Sexualhormon bedingt sei, wie es normalerweise in den Hoden gebildet wird. Man brauchte ihnen nur die fehlende Hormonmenge dauerhaft zuzuführen, und schon war der homosexuelle Spuk vorbei:

»Eine Sexualhormon-Therapie, die den Blutspiegel des männlichen Sexualhormons auf die normale Höhe heben kann, hilft... diesen Menschen über ihre Schwierigkeiten hinweg... Eine solche Therapie befreit sie von einem kranken Schicksal, Zuchthäuser u.a. von zahlreichen Gästen, und macht diese Menschen zu wirksamen und wertvollen Mitgliedern der Allgemeinheit.«7

Ab Juli 1944 durfte Vaernet im KZ Buchenwald seine Thesen an homosexuellen Versuchsopfern erproben. Zuvor kastrierten, aber auch unkastriert gebliebenen Männern pflanzte er einen Geschlechtshormon-Preßling ein, um durch die Dauer-Abgabe von zusätzlichem Testosteron ins Blut ihre »Verhaltensdefekte« zu normalisieren. Natürlich blieben die »Erfolge« nicht aus. Wußten die Versuchsopfer doch genau, daß ihre Überlebenschancen stiegen, wenn sie ihre heterosexuelle »Umstimmung« irgendwie unter Beweis stellten. Das war natürlich nicht einfach, und die »Probanden« zogen sich folgendermaßen aus der Schlinge (Zitat aus einem Versuchsprotokoll):

»Die Depressionen sind verschwunden - freut sich auf die Zeit, wo er entlassen wird, macht Pläne für die Zukunft... Auch seine erotische Gedankenwelt hat sich ganz verändert - früher waren alle seine erotischen Gedanken und Träume auf junge Männer gerichtet, aber jetzt nur auf Frauen. Meint, daß das Lagerleben ungünstig ist - hat an die Frauen im Bordell gedacht, aber wegen »religiösen« Gedanken kann er nicht hingehen.«8

So oder ähnlich argumentierten die meisten homosexuellen Versuchskaninchen. Einige streuten geschickt in die Versuchsprotokolle ein, daß auch ihre körperliche Leistungsfähigkeit enorm gewachsen sei. Die SS-Spitze war jedenfalls begeistert. Vaernet selbst schickte sich an, seine kommenden Patente so teuer wie möglich zu verkaufen. Noch unter dem Grollen der sich nähernden Front feilschte er hartnäckig mit der dem Wirtschafts-Verwaltungshauptamt der SS

unterstehenden »Deutschen Heilmittel GmbH« um seine Tantiemen. Freilich machten das Rennen andere. Vaernets »künstliche Hormondrüsen« von damals sind heute viel handlicher – Depot-Langzeitpräparate, wie zum Beispiel Testosteron-Depotampullen.

Psychotherapie und Hormonforschung passen wohl kaum in das Bild, das wir uns bis heute von der nazistischen Homosexuellenverfolgung gemacht haben. Es steht keineswegs in Abrede, daß die Geschichte auch dieser sozialen Minderheit von Razzien, Spitzeldurchdringung, von KZ-Terror und Vernichtung geprägt ist. Dennoch handelt es sich nur um die halbe Wahrheit. Als die Nazis sich von der Vergeblichkeit ihrer Ausrottungsstrategie überzeugten, als ihnen die Massenhaftigkeit des Phänomens Homosexualität bewußt wurde, wichen sie auf sehr moderne »Alternativen« aus. Psychotherapie und Hormonexperiment wurden zu integralen Bestandteilen einer weit gefächerten sozialen Überwachung, Regulierung und Kontrolle.

Heute befinden wir uns erneut in der Ära einer umfassenden »sozialbiologischen« Wende, der Mythos von der verhaltenstherapeutischen und hormonellen »Umstimmung« eines stigmatisierten Verhaltens lebt wieder überall auf. Wir können ihm besser begegnen, wenn wir uns seine verschwiegene Vorgeschichte kritisch aneignen.

Anmerkung auf Seite 29

Literatur

1 Vgl. Rüdiger Lautmann (Hrsg.), Seminar: Gesellschaft und Homosexualität, Frankfurt/M. 1977; Hans-Georg Stümke, Rudi Finkler: Rosa Winkel, Rosa Listen, Reinbek 1981

2 Vg . dazu Bundesarchiv-Militärarchiv, H 20/128,475,486,1002

3 Vgl. beispielsweise das Memorandum der Beratenden Kliniker vom 15.12.1944, Betr. Begutachtung von Strafsachen wegen widernatürlicher Unzucht, BA-MA, H 20/374

4 Herbert Linden, Bekämpfung der Sittlichkeitsverbrechen mit ärztlichen Mitteln, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, 112, 1939,S.412

5 Vgl. Reichsarbeitsgemeinschaft für Jugendbetreuung, Sonderrichtlinien: Die Bekämpfung gleichgeschlechtlicher Verfehlungen, Berlin, am 1. Januar 1943. BA-MA H 20/479

6 Zit. aus einem Vortragsvermerk des Chefs WR, Dr. Lehmann, 12. August 1941. BA-MA, H 20/374

7 Bundesarchiv, NS 3/21

8 ebenda

Konkret-Sexualität 1985, S 31

Jörg Bopp

Mit einem, ohne zwei, Spiel drei

Unter Berufung auf Errungenschaften der Frauenbewegung haben unsere reformfreudigen Mittelschichtsfrauen die Väter ihrer Kinder theoretisch und oft auch praktisch abgeschafft. Auf die Gefahr hin, als Frauenfeind zu gelten, findet Jörg Bopp diese Entwicklung problematisch

In dem Bericht über eine junge Mutter heißt es: »Selbstverständlich träumte sie einen Traum vom eigenen Leben mit Kindern und Tieren... Und der Vater? Nicht besonders wichtig«. Die Aussage ist für die Einstellung einer Anzahl von Müttern bezeichnend. Sie glauben, daß sie ihre Kinder alleine aufziehen können, wenn sie von der Männerwelt nur nicht behindert werden und selbst über genug guten Willen, Kraft und Selbstkritik verfügen. Und sie sind fest davon überzeugt, daß der Verzicht auf den Vater den Kindern gut tut. Der Vater als hilfreicher Verbündeter und notwendiges Korrektiv im Umgang mit den Kindern - das ist für diese Mütter unvorstellbar und wurde wahrscheinlich von ihnen auch nie erlebt.

Dabei zeigt sich ein denkwürdiger Widerspruch. Wenn in der öffentlichen Diskussion über Erziehung sich jugendliche mit Selbstzeugnissen zu Wort melden, wird rasch deutlich, von welch großer Bedeutung für sie das Vater-Thema ist. Sie schildern, wie stark sie darunter gelitten haben, daß der Vater fern oder nicht vorhanden war. Oder sie beschreiben in seltenen Fällen auch, wie hilfreich es für sie war, den Vater als Stütze und kritisches Gegenüber erlebt zu haben. Da reden die jugendlichen von der Unentbehrlichkeit des Vaters; manche kinderfreundlichen. Mütter jedoch verdrängen ihn. »Vater, was habe ich mit dir zu schaffen?« ist die Frage, die sie von ihren Kindern erwarten.

Sicher gibt es Notlagen, die Mütter dazu zwingen, ihre Kinder alleine aufzuziehen. Solche Mütter stehen unter erheblichen Belastungen. Wo sich die Mütter ihr Alleinsein nicht ausgesucht haben, ist es nicht notwendig, die Not nachträglich in eine Tugend zu verwandeln, das heißt das Unvermeidliche in das erzieherisch Beste umzudeuten. Menschlich ist das zwar erklärbar und nicht selten sogar verständlich, weil es den Müttern die Last der Erziehung erleichtert; es ist gleichwohl eine Selbsttäuschung.

Die Leidenschaft, mit welcher sich die freiwilligen Mütter ohne Väter dem Verhältnis zu ihren Kindern widmen, ist beeindruckend und befremdlich zugleich. Sie beeindruckt durch die Stärke ihrer Anteilnahme, durch die Bereitschaft, viel Zeit und Kraft für die Kinder aufzuwenden. Die Leidenschaft befremdet aber durch das Mutterbild, das sie unausgesprochen vermittelt.

Hinter aller Aufopferung und allen Selbstzweifeln verbergen die Mütter Allmachtsphantasien. Sie malen das Riesenbild einer Mutter, die für die Kinder beide Elternteile spielen und damit beide Geschlechter darstellen kann. Diese Mütter sind großartig. Die männlich-weibliche, also die androgyne, Mutter erscheint als Vertreterin eines Supergeschlechts. Dabei wird kaum bedacht, welche unrealistischen Vorstellungen von Weiblichkeit den Kindern so vermittelt werden. Das Bild von den grandiosen Frauen und den überflüssigen Männern behindert die Kinder bei der Suche nach ihrer eigenen geschlechtlichen Identität. Es belastet die Heranwachsenden mit einem Vorbild, das sie in ihrem Leben nie verwirklichen können, weil es jenseits aller menschlichen Möglichkeiten liegt.

Der Vater ist nur von Bedeutung als Erzeuger und als Zahler von Unterhalt. Wenn bei den androgynen Müttern von ihm einmal ausführlicher die Rede ist, dann tauchen ständig zwei stereotype Bilder auf: entweder ist der Vater autoritär, oder er ist konturlos. Entweder ist er ein Tyrann oder ein Niemand. In beiden Fällen zeigt er dasselbe Talent zu versagen; denn er macht entweder alles falsch oder überhaupt nichts.

So ist der Vater Gegenstand von Klage und Anklage. Mit Ausdauer werfen ihm die Mütter vor, er wolle mit den Kindern nichts zu schaffen haben. Selten wird die Frage gestellt, ob die Mütter mit den Vätern nichts zu schaffen haben wollen, um die Kinder konkurrenzlos für sich zu haben. Es kommt häufig vor, daß Kritik an der Männerherrschaft dazu herhalten muß, mütterliche Besitzansprüche auf die Kinder zu vertuschen.

Immer wieder stöhnen »normale« Mütter darüber, die Väter kämen abends müde und abgeschlafft von der Arbeit nach Hause, seien verschlossen und achtlos, verkröchen sich hinter die Zeitung oder vor das Fernsehgerät. Es gibt solche Väter ja zur Genüge. Aber ist einigen Müttern dieser Vatertypus nicht ganz recht, weil er sich nicht zwischen sie und die Kinder stellt? Und zieht sich umgekehrt nicht auch mancher Vater in jenes angeprangerte Verhalten wie hinter eine Schutzmauer zurück, um vor sich selbst und vor den Kindern die kränkende Erfahrung zu verbergen, daß er zu Hause keine Chance hat? Liegt einigen Müttern weiterhin nicht auch daran, den Vater als autoritär zu stilisieren, um sich selbst den Kindern als verständnisvoll anpreisen zu können? Kann umgekehrt ein Vater nicht auch deshalb autoritär werden, um sich gegen die befürchtete Niederlage im Konkurrenzkampf um die Kinder zu wehren?

Die Fragen sind unbequem. Sie bringen die Frager leicht in den Verdacht, er wolle um jeden Preis die Väter verteidigen. Es ist jedoch notwendig, einige jener Pauschalurteile sorgfältiger anzuleuchten, die heute den Streit um die Väter oft so

unergiebig machen, weil sie an der Oberfläche bleiben. Da lohnt es sich, mit Hilfe der Tiefenpsychologie genauer zu fragen, welche unbewußten Strebungen am Werk sind und welche unangenehmen Wünsche verdrängt werden.

Ein negatives Vaterbild kann überaus nützlich sein, um mütterlichen Monopolansprüchen auf die Kinder die höheren Weihen von Einfühlung und Selbstlosigkeit zu verschaffen; denn wenn der Vater autoritär oder konturlos ist, dann tut die Mutter ja ein gutes Werk, wenn sie die Kinder von ihm verschont. Zum anderen können die negativen Vaterbilder auch der mütterlichen Selbstberuhigung dienen. In den Berichten der androgynen Mütter ist es vor allem der Vater, der haßt und unterdrückt, der unbeherrscht und egoistisch ist. Die Einseitigkeit der Darstellung ist auffällig.

Die Psychoanalyse betont mit Recht, daß jede zwischenmenschliche Beziehung zwiespältig ist, das heißt sich aus Anteilen gegensätzlicher Gefühle zusammensetzt: Liebe und Haß, Vertrauen und Mißtrauen, Zuversicht und Angst. In den negativen Vaterbildern schieben die Mütter ihre eigenen Gefühle der Feindseligkeit und des Argwohns, der Wut und der Angst vor den Kindern nun den Vätern zu, weil sie selbst sich dafür schämen. Die Väter werden zum Sündenbock für die verleugneten Gefühle der Mütter. Weil der Vater in der Tat auch zwiespältige Gefühle hat, ist solche Übertragung ohne Mühe möglich. Sie ist deshalb nicht einmal genau erkennbar. Da die androgynen Mütter ihre innere Zwiespältigkeit gegenüber den Kindern nicht schlichten können, benötigen sie den Vater als Blitzableiter, um das eigene seelische Gleichgewicht zu erhalten. Das negative Vaterbild schafft den Vater als notwendigen Erzieher ab und beruhigt zugleich die Mutter.

Dieses Bild dient zugleich dazu, die Angst der Mütter vor den Kindern zu dämpfen, indem es das kindliche Seelenleben verharmlost. jeder, der Erfahrung mit Kindern hat und seine eigene Kindheit nicht verdrängt, weiß genau, wie grausam, rücksichtslos, machthungrig und egoistisch Kinder auch sind; er weiß, wie langwierig und beschwerlich das Bemühen ist, Kinder zu Einfühlung und Rücksicht zu erziehen. Die androgynen Mütter zeichnen von ihren Kindern ein Bild von aufdringlicher Harmlosigkeit. Sie verbreiten den Eindruck, die Kinder seien an sich gut und würden nur durch den Einfluß der wüsten Väterwelt böse.

Die neuen Mütter können die Kränkung ihres Selbstbewußtseins, daß ihre Kinder sie auch hassen und verschlingen wollen, nicht ertragen. Sie fürchten sich vor der Angriffslust der Kinder, weil sie ja ihren eigenen Haß auf die Kinder hervorlocken könnte. Was die Mütter an ihren Kindern angstvoll und ratlos erleben, wird deshalb von diesen abgespalten und den Vätern als Eigenschaft zugeschoben. Und an ihnen wird es bekämpft. Es wird die Illusion entwickelt, wenn man die Väter abschaffen würde, dann hätte man auch jene bedrohlichen Gefühle bei den Müttern und ihren Kindern abgeschafft. Das negative Vaterbild hat die Aufgabe, das störanfällige Gleichgewicht in der Mutter-Kind-Beziehung zu festigen.

Das Bedürfnis, die Väter zu Sündenböcken zu machen, zeigt deutlich, daß die Abschaffung der Väter durch die androgynen Mütter ein Doppelgesicht trägt. Aus der Realität der Familie wird der Vater verdrängt, um die Mutter vor dem Rivalen zu schützen. In der Phantasie muß der Vater aber als Schreckfigur bewahrt bleiben, um die Verleugnung von bedrohlichen Gefühlen bei Mutter und Kindern zu sichern; ohne solche Verleugnung würde das Verhältnis zu den Kindern als zu gefährlich erlebt. Im Alltagsleben ist der Vater überflüssig; in der Vorstellungswelt von Mutter und Kindern ist er notwendig. Die Abschaffung der Väter ist deshalb von ihrer Bewahrung begleitet. Oder anders ausgedrückt: die Abschaffung des Vaters in der Realität ist nur um den Preis möglich, ihn in der Phantasie als Sündenbock zu erhalten.

Ich muß in meinem Gedankengang noch einen Schritt weitergehen, auch auf die Gefahr hin, daß man mir haltlose Spekulation vorwirft. Die Abschaffung der Väter ist jedoch ein viel komplizierterer Vorgang, als es zunächst erscheint. Und deshalb ist die Stilisierung des Vaters zum Sündenbock außerordentlich hintersinnig.

Am Vater werden ja abgespaltene Neigungen der Mütter nicht nur bekämpft; denn nur das kann am Vater abgelehnt werden, was er auch auslebt. Die Mütter machen sich zu Zeugen, wie die Väter offen zeigen, was die Mütter an sich selbst unterdrücken und an den Kindern nicht wahrnehmen wollen. Die Väter werden als diejenigen phantasiert, die sich erlauben, was die Mütter sich und ihren Sprößlingen verbieten.

Damit wird der Vater unter der Hand zu einer Figur, die in verborgener Bundesgenossenschaft mit den ängstigenden Strebungen der mütterlichen und kindlichen Triebwelt lebt. Er ist gleichsam triebhafter Stellvertreter der mütterlichen Wut auf die Kinder und des kindlichen Hasses auf die Mutter. Es ist wahrscheinlich, daß die Mütter und Kinder diesen Vater insgeheim um diese unerhörte Freiheit, die er sich nimmt, beneiden. Damit haben wir die andere Seite der Sündenbock-Strategie verdeutlicht. Ein Sündenbock wird nie nur verfolgt; er wird stets auch beneidet, weil er sich etwas herausnimmt. Und so wird eine überraschende Tatsache deutlich: die Abschaffung der Väter ist auch von der verborgenen 4ewunderung ihrer Eigenschaften begleitet.

Ob die Väter so sind, wie die androgynen Mütter sie schildern, will ich hier bewußt offen lassen; denn es kommt mir darauf an darzustellen, welche seelische Aufgabe die negativen Vaterbilder haben, welchen Preis die Abschaffung der Väter kostet. Der Preis ist hoch. Er besteht darin, daß die Mütter sich über die eigene und die kindliche Gefühlswelt Illusionen machen. Und er besteht darin, daß Mütter und Kinder in ihrer Phantasie das Bild eines gefährlich-großartigen Vaterungeheuers züchten. Zu diesem Vaterbild gesellt sich jenes Bild der grandiosen Übermutter, wie ich es zuvor

beschrieben habe. Es ist ein unwirkliches Elternpaar, von dem die Kinder hier umgeben werden.

Konkret-Sexualität 1985, S 34

Michael Bentfeld

Die tiefgekühlte Fruchtbarkeit

1934 hieß eine wissenschaftliche Abhandlung »Tierzüchter und Menschenzüchter«. 1985 nennt man das »Künstliche Befruchtung – die Verantwortung für Reproduktionsmanipulationen bei Tier und Mensch aus veterinärmedizinischer Sicht«. Die Ideologie ist stabil. Nur: die Technologie der Menschenzucht hat uns der Fortschritt inzwischen sang- und klanglos errungen

Die etablierte Medizin ist dabei, nach Tod und Geburt die letzte Domäne menschlicher Autonomie - den affektvollen Akt der Zeugung von Nachkommen - kontrollierend unter ihre Fittiche zu nehmen. An Universitäten haben sich Zentren für Reproduktionsmedizin gebildet, Ärzte schließen sich im »Human Sperma Ring« zusammen, Institutionen wie die »Privatklinik Schaad, Instrumentelle Fertilisationsbehandlung GmbH« schießen aus dem Boden und IVF-(In- vitro-Fertilisation) und ET-(Embryotransfer) - Spezialisten samt ihren »Retorten- und Tiefkühlbabys« machen Schlagzeilen.

Diese Ausdrücke verweisen nicht nur auf medizinische, sondern auch auf soziale Realitäten, deren umwälzende gesellschaftliche Konsequenzen absehbar sind. Außer beschwörendem Zitieren des Wortes »Ethik« - welche ist gemeint? - ist kaum Widerspruch zu vermerken.

Es geht um die in den letzten Jahren entwickelten Techniken zur Manipulation der menschlichen Fruchtbarkeit, die für die einen die Realisierung eines »uralten Menschheitstraums« sind1, für die anderen »der Griff der herrschenden Medizin nach der menschlichen Fruchtbarkeit«2.

Was ist möglich geworden?

Durch die Schrittmacherdienste der Tiermedizin läßt sich schon seit zwanzig Jahren menschlicher Samen per Instrument in einer Gebärmutter deponieren und damit die Befruchtung eines Eis bewirken. Dank möglichem Tieffrieren und damit Konservieren von Samen ergibt bereits diese Technik schon mehrfache Verwendungsmöglichkeiten: Zur »Infertilitätsprophylaxe« können Männer ihren jugendlichen Samen konservieren lassen, bevor sie sich dem gesundheitsschädigenden Berufsleben aussetzen. Zu beliebigen Zeitpunkten können sie dann beliebige Frauen mit dem wiederaufgetauten Samen befruchten lassen. Vergleichbares ist möglich für krebskranke Männer, die sich keimzellschädigenden Therapien unterziehen, und es ist gleichfalls möglich, vor einem freiwilligen Sterilisieren ein Samendepot anzulegen. Frauen können sich befruchten lassen mittels »Samencocktails« oder durch Samen von ausgesuchten Samenspendern, wie heute meist geübt. Aber auch züchterische Aspekte dieses Verfahrens liegen auf der Hand und haben ihren grotesken Niederschlag in der Einrichtung Jener vielzitierten Samenbank von Nobelpreisträgern gefunden.

Bis 1970 verlor ein Arzt seine Zulassung, wenn er eine Frau mit fremdem Samen künstlich befruchtete. Die Zeiten haben sich geändert. Diese Ärzte bleiben heute nicht nur geachtete Kollegen, es ist ihnen sogar erlaubt, den sensiblen Bereich der menschlichen Fruchtbarkeit mit einer kaum faßbaren Dreistigkeit entsprechend den rassistischen und eugenischen Prinzipien ihrer individuellen Moral in Beschlag zu nehmen. Sie allein bestimmen, welcher Frau sie die Segnungen der künstlichen Befruchtung zukommen lassen, sie allein legen die Kriterien fest, nach denen sie Samenspender aussuchen: »geordnete Verhältnisse«, »gehobene Intelligenz«, Körpergröße unter 175 cm, keine Dickbäuchigkeit, keine abstehenden Ohren, keine Hakennasen.3

Sie legen Wert auf »besonders gutes Erbmaterial« und rühmen sich einer »Zuchtauswahl im positiven Sinn«. »Wir machen pro Monat eine Schulklasse«, sagen zwei Essener Praktiker aus Spaß.4 Einer von ihnen lehnt es strikt ab, sich auch nur zu informieren, wie es den mit ihrer Hilfe gezeugten Kindern im späteren Leben ergeht. Auf einen solchen Vorhalt antwortet er: »Man sollte das verdrängen«.5 Kein Einzelfall. Es gibt »kaum oder nur unzureichende Nachuntersuchungen über die seelische und körperliche Entwicklung der Mutter und des Kindes«, obwohl die künstliche Besamung seit zwanzig Jahren praktiziert wird.6

Medizin und Gesellschaft haben bereits einem weiteren »Fortschritt« bereitwillig die Tür geöffnet: der Zeugung von menschlichem Leben außerhalb des Mutterleibs im Labor, im Reagenzglas. Bedingung dafür war die Möglichkeit, reife menschliche Eizellen zu gewinnen. Das geschieht so: Über hormonelle Veränderungen, nachweisbar im Blut, und durch Größenbestimmung mittels Ultraschall jener Bläschen im Eierstock, die Eizellen enthalten, läßt sich die Reife einer Eizelle und damit der günstigste Zeitpunkt ihrer Entnahme bestimmen. Dabei kann der Zyklus der Eireifung spontan ablaufen oder durch Hormone zusätzlich stimuliert werden (»Superovulation«). Zur Entnahme des Eis wird die Frau in Narkose versetzt, unterhalb des Nabels werden durch eine Nadel zwei bis drei Liter Kohlendioxyd in den Bauch gepumpt und anschließend wird in unmittelbarer Nähe des Nabels ein spezielles chirurgisches Stechinstrument, fingerdick, (»Troicart«) durch die Bauchdecke gestoßen, durch das ein optisches Instrument ins Becken eingebracht wird; über einen dritten Einstich, meist im linken Unterbauch, wird mit einer »Eierstockfaßzange« der Eierstock fixiert, wenn unter Sicht nach Punktion eines Bläschens im Eierstock Eizellen abgesaugt werden. In speziellen Nährmedien werden diese Zellen dann kultiviert und mit

frisch gewonnenem oder konserviertem Samen befruchtet. Vierzig bis achtundvierzig Stunden nach der Befruchtung im Reagenzglas ist durch Zellteilung ein Embryo, bestehend aus vier Zellen, entwickelt, der dann nach mikroskopischer Begutachtung über einen Katheter durch Scheide und Muttermund in die Gebärmutter gebracht wird. Für diesen Eingriff werden die Frauen medikamentös ruhiggestellt; manche Gynäkologen halten die Anwesenheit des Ehemanns beim »Embryotransfer«, also bei diesem Akt intimer Technologie, »aus verschiedenen Gründen« für erwünscht.

Soweit die Technologie. Erforderlich sind also eine oder mehrere menschliche Eizellen, menschlicher Samen (beide können von Spendern stammen) und eine schwangerschaftswillige Frau. Konservierbar sind bisher durch Tieffrieren Samen und befruchtete Eizellen, also Embryos. Die Kombinationsmöglichkeiten (genetische Eltern, soziale Eltern, Mietmutter) sind in ihren sozialen und juristischen Konsequenzen revolutionär.

Der experimentelle Charakter dieser Technologie ist unübersehbar. Die Abortrate nach dem Einpflanzen ist enorm hoch (bis 40 Prozent). Mehrlingsschwangerschaften, die trotz ihrer allein schon medizinischen Probleme für Mutter wie Kinder von der jeweiligen Lokalpresse als Triumphe gefeiert werden, sind überhäufig, bedingt durch die Praxis, mehrere Embryos gleichzeitig zu übertragen, weil dann eine Schwangerschaft wahrscheinlicher ist. Die künstlich gezeugten Kinder werden überwiegend durch Kaiserschnitt geboren. Ein großes Problem ist das Vorkommen von Schwangerschaften außerhalb der Gebärmutter, beispielsweise im Eileiter.

Bei all diesen Problemen ist die enorme seelische Belastung der Frauen, die sich diesen Eingriffen unterziehen, noch nicht einmal erwähnt, von den komplexen Folgen, die die rein organische Therapie des Symptoms Unfruchtbarkeit für Eltern, Paare und Kinder haben mag, ganz zu schweigen; auch darüber liegen bisher keine Untersuchungen vor.

Erfolgsrate? Die Arbeitsgruppe von Professor Krebs punktierte in Lübeck und Bonn seit 1982 567 Bläschen in den Eierstöcken und erzielte nach Reagenzglasbefruchtung 65 Schwangerschaften. Bis November 1984 wurden 21 Kinder geboren. Die Schwangerschaftsrate, bezogen auf die transferierten Embryos, betrug 27 Prozent. In 58 Zentren auf der Welt wurden bis November 1984 7339 Embryos transferiert, es entwickelten sich 1209 Schwangerschaften (Rate 16 Prozent)7 . Geschätzt wird, daß weltweit bisher 700 Kinder nach künstlicher Zeugung im Reagenzglas geboren worden sind.

Nach Einschätzung der Spezialisten Krebs und Trontow warten in der BRD 100 000 Frauen auf ihre Hilfe. Die Warteliste im Erlanger Zentrum mußte bereits geschlossen werden. Soviel zur gegenwärtigen quantitativen Perspektive bei uns. Aus der geschilderten Technik ist ersichtlich, daß hier ein einzigartiges Kontrollinstrumentarium der menschlichen Fruchtbarkeit entwickelt wird, vor allem auch in qualitativer Hinsicht. Denn diese bereits extensiv praktizierte Technologie bereitet den Boden für gezielte genetische Manipulationen. Eugenik ist in absehbarer Zeit auf der frühesten Stufe der embryonalen Entwicklung und eben außerhalb des Mutterleibs möglich (beispielsweise Geschlechtsbestimmung, Erkennen chromosomaler Störungen). Perfektionieren läßt sich der eugenische Eingriff durch das Verlängern des Zeitraums, währenddessen die Entwicklung des Embryos außerhalb des Mutterleibs beobachtet werden kann.

Ende letzten Jahres wurde in Großbritannien der Bericht von Frau Warnock veröffentlicht, die im Auftrag ihrer Regierung Grundlagen für eine entsprechende Gesetzgebung erarbeitet hatte. Sie schlug vor, die Ersatzmutterschaft zu verbieten, die Verdatung menschlicher Gene (»Genkataster«) nicht zu planen und den Beforschungszeitraum für Embryos auf vierzehn Tage zu begrenzen. Diese Beschränkungen wurden von englischen Reproduktionsmedizinern sofort attackiert. Um das Entstehen von Mißbildungen studieren zu können, müsse man einen längeren Beobachtungszeitraum außerhalb des Mutterleibs ansetzen: Diese Mediziner werfen dem Warnock-Komittee vor, die Geschwindigkeit der weiteren Entwicklung zu unterschätzen, insbesondere die Realisierung der Möglichkeit, DNS-Material eines Embryos zur Untersuchung seiner genetischen Gesundheit zu verwenden, während aus dem Rest des Embryos dann ein intaktes Kind entstehen könne.

Wörtlich formulieren die Autoren: »Solch ein Unterfangen wird das Augenmerk auf eugenische Intentionen richten, die jüngst nicht die erforderliche Aufmerksamkeit erfahren haben. Wenn eines Tages akzeptiert ist, daß Eltern in der Absicht, genetische Defekte zu vermeiden, das zu verbessern suchen, was ihre eigenen Gene produzieren würden, dann können große Ressentiments unter jenen potentiellen Eltern entstehen, denen diese Möglichkeiten nicht zustehen oder denen sie verweigert werden. Doch im Prinzip kann es keine unveränderlichen Einwände gegen eine konstruktive eugenische Praxis geben, vorausgesetzt, sie schwächt nicht die Bindungen, die normalerweise zwischen Eltern und Kindern geknüpft sind«.8

Der nächste manipulative Schritt wird in absehbarer Zukunft-der gentechnische Eingriff in die Erbsubstanz solcher außerhalb des Mutterleibs gezeugter Embryos sein. Derartige Manipulationen an Zellen der menschlichen Keimbahn oder an Embryos im frühen Entwicklungsstadium determinieren den genetischen Code sämtlicher nachfolgenden Generationen. Doch auch hier sehen die Forscher keine Probleme. B. Davis9 versucht das Argument, Eingriffe in die Keimbahn würden der Evolution ins Handwerk pfuschen, mit dem Hinweis auf die Haustierzüchtung aus der Welt zu schaffen. Gentherapie an Embryos hat nach seiner Ansicht denselben Effekt auf den Genpool wie die Selektion der Embryos durch vorgeburtliche Untersuchungen. Die Verläßlichkeit der Methode ist für ihn das einzige Problem.

Es ist unübersehbar: Die gegenwärtige Reproduktionsmedizin entwickelt die Grundlagen, die es ermöglichen, Menschen zu züchten und durch direkte gentechnische Manipulationen zu determinieren. Die Öffentlichkeit wird auf Zustimmung getrimmt; dazu werden unter anderem die Jahrtausende alten, sozialbiologischen Bemühungen, Menschen zu klassifizieren, auf den neuesten Stand gebracht. Der modernste Zuschnitt der Sozialbiologie operiert auf einer genetischen Basis: »das egoistische Gen von Dawkins, »die Moralität der Gene« von O. E. Wilson, der die genetische Determinierung sozialer Eigenschaften, wie des Altruismus, auch in der menschlichen Gesellschaft postuliert.

Die Aktivitäten der IVF-Spezialisten der BRD nehmen sich, verglichen mit denen ihrer englischen und US-amerikanischen Kollegen, eher bescheiden aus. Die Praxis der Zeugung im Reagenzglas ist hier noch vorwiegend den Universitätskliniken reserviert (Erlangen, Bonn, Kiel, Hannover, Berlin); die dortigen Ärzte beschränken sich offensichtlich bislang auf die Therapie verheirateter, unfruchtbarer Paare mittels dieser Technik, sie arbeiten im »homologen System«. Über »unbewußte Ängste«, die ihre Praxis auslöst, erheben sie sich und behaupten, die extrakorporale Befruchtung habe mit Gentechnologie nichts zu tun, eine Blindheit, die eher Furcht auszulösen als zu beseitigen vermag.

Zur Zeit wird intensiv diskutiert, was mit den anfallenden überzähligen (Surplus-) Embryos zu geschehen hat. Diese Erörterung ist »ehrenwert«, da die ersten vierzehn Tage der embryonalen Entwicklung strafrechtlich nicht erfaßt sind. Neben diversen Vorschlägen (die Eltern zu einer Adoptionsfreigabe bewegen oder Tiefkühlkonservierung) hat der Direktor des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Erlangen einen probaten Rat parat- »Ich wüßte, was ich damit (überzähliger Embryo) machte... Ich würde ihn nicht töten, ich würde ihn nicht sterben lassen, ich würde damit auch nicht experimentieren. Sie können darüber nachdenken, was ich damit machen würde, ich würde darüber nicht reden, weil sonst eine ganz erhebliche Mißbrauchsgefahr besteht. Dann könnten nämlich solche Unfälle halb absichtlich zustande kommen«.10

Ferner rät dieser Professor für Rechtsmedizin seinen praktizierenden Kollegen: »Wir sollten Uberlegungen zur genetischen Identität der Familiengemeinschaft anstellen und ein wenig mehr dazu erziehen, daß mit der Übergabe des genetischen Materials an die kommende Generation mehr geschieht als mit einer Bluttransfusion oder Organtransplantation. Aber das bedarf natürlich, nachdem wir in diesen Dingen durch die Zeit des Nationalsozialismus verletzt und in unserem Denken gestört sind, einer sehr großen Gelassenheit, die wir zur Zeit noch nicht haben«.« Er geht ferner davon aus, daß in Zukunft jede Sterilitätsbehandlung aus ökonomischen Gründen einer »Triage« zum Opfer fallen wird. »Das dürfte eine ganz natürliche Entwicklung sein«.

Über die Kriterien seiner prospektiven Triage schweigt er sich noch aus, wohl mangels Gelassenheit.

Es ist nicht zu erwarten, daß die bundesrepublikanischen Reproduktionsmediziner andere Wege gehen werden als ihre englischen und US-amerikanischen Kollegen. Beängstigend ist, daß gegen diese Medizin bislang kein nennenswerter öffentlicher Widerstand erwachsen ist, obwohl hier ein Instrumentarium zur Kontrolle der menschlichen Fruchtbarkeit entsteht, von dem die Erbbiologen und Rassenhygieniker des Nazifaschismus nur geträumt haben. Wurden 1934 im Ärzteblatt für Hamburg und Schleswig-Holstein Referate abgedruckt zum Thema »Tierzüchter und Menschenzüchter««, so sind Referate in medizinischen Zeitschriften heute betitelt »Künstliche Befruchtung - Die Verantwortung für Reproduktionsmanipulationen bei Tier und Mensch aus veterinärmedizinischer Sicht««. Was gegenwärtig in den Zentren für In-vitro-Fertilisation entwickelt und praktiziert wird, ist ein gigantisches Menschenexperiment auf dem Weg zur potentiellen Züchtung und genetischen Manipulation von Menschen; es ist tatsächlich der »Griff der herrschenden Medizin nach der menschlichen Fruchtbarkeit«. Nicht verwirren sollte uns, daß der Einstieg die »medizinische Notwendigkeit« der Therapie von Unfruchtbarkeit ist. Der Vorreiter Edwards deklariert ausdrücklich als Forschungsperspektive »vistas of improvement and amelioration for mankind«.

Das ist wohl der letzte Zugriff auf die quantitative und qualitative Kontrolle der menschlichen Fortpflanzung. Zahlreiche Kriterien zur Bewertung dieser Reproduktionsmedizin bieten sich an: psychologische, ethische, juristische usw. Sie bleiben Stückwerk ohne Reflexion des geschichtlichen und gesellschaftlichen Hintergrunds. Die Rolle, die die Nazi-Medizin beim faschistischen Lösungsversuch der sozialen Frage gespielt hat, läßt uns erahnen, welche sozialpolitische und menschenvernichtende Potenz in der Kombination von Reproduktionsmedizin und Gentechnologie angelegt ist.

Fachausdrücke

CHROMOSOMEN: Strukturen des Zellkerns, die Erbinformationen enthalten

DNS: Desoxyribonukleinsäure; biochemisches Substrat der Erbinformation

EMBRYO: Entwicklungsform menschlichen Lebens bis zum dritten Monat

ET = EMBRYOTRANSFER: Übertragung von Embryos in die Gebärmutter mittels Katheter

KATHETER: dünner Schlauch unterschiedlicher Starre zur Einführung in Körperöffnungen

GENETISCHE ELTERN.- Eltern, die Eizelle und Samenzellen zur Zeugung eines Kindes zur Verfügung stellen

SOZLALE ELTERN: Eltern, die ein Kind nach Geburt betreuen, bislang gewöhnlich Identität von genetischen und sozialen Eltern

MIETMUTTER (Leihmutter): Frau, die sich im allgemeinen gegen Bezahlung mit fremdem Samen künstlich befruchten oder die sich einen Embryo in ihre Gebärmutter einpflanzen läßt; nach der Geburt bändigt sie das Kind den Auftraggebern aus (oder nicht)

IVF = in vitro-Fertilisation = extrakorporale Befruchtung: Befruchtung einer menschlichen Eizelle durch eine Samenzelle außerhalb der Gebärmutter in einem Labor

INFERTILITÄTSPROPHYLAXE: Vorbeugende Maßnahmen gegen Unfruchtbarkeit

RETORTEN, REAGENZGLASBABY: unkorrekte Trivialbezeichnung von Kindern, die außerhalb des Mutterleibs in einem in Labors gebräuchlichen Glasgefäß gezeugt wurden

TIEFKÜHLBABY: Benennung eines Kindes, das im embryonalen Entwicklungsstadium mehrere Wochen lang in flüssigem Stickstoff bei – 196° C konserviert, schließlich aufgetaut und nach ET ausgetragen wurde

SAMENCOCKTAIL: Gemisch aus dem Samen verschiedener Spender

TROICART- fingerdickes Rohr mit einliegendem Dorn, der entfernt werden kann

TRIAGE.- Gerettet werden zuerst die Unverletzteten, dann die Leicht-, und zuletzt die Schwerverletzten (katastrophenmedizinisch)

Anmerkung auf Seite 37

1 P. Stoll, Gynäkologe in Dt. Ärtzeblatt 34, 3814, 1984

2 Gerda Krause, Die künstliche Produktion des Menschen, Diplomarbeit im Fach Psychologie, Universität Hamburg, Juni 1984

3 Stern 30.5.84, S. 64 ff

4 aus Materialien gegen Bevölkerungspolitikm, Frauenbuchladen Hamburg, Juni 1984, S. 64 ff

5 Manuskript der Sendung »Fruchtbar um jeden Preis«, NDR III, 31.3.84

6 G. Krause a.a.0. S. 65

7 K. Diedrich et al., Extrakorporale Befruchtung und Embryotransfer in der Sterilitätsbehandlung, in Dt. Ärzteblatt 34, 3819 ff, 1984

8 Nature 310, 269, 1984

9 Science 219, März 1983

10 H. B. Wuermeling, Rundtischgespräch, Symposium »Extrakorporale Befruchtung« Schliersee 7.-9.10.84 im Druck

11 Wuermeling a.a.O.

12 Heft 52, 1934, zitiert nach F. Pfäfflin in A. Ebbinghaus et al. (Hrsg.) Heilen und Vernichten in Mustergau Hamburg, Hamburg 1984, S. 27

13 D. Krause in »Münchener medizinische Wochenschrift« 126, 1417 ff, 1984

14 Nature 310, 179, 1984

15 »Sonderausstellung Hexen«, Hamburger Museum für Völkerkunde, 1979, G. Heinsohn et. al., Menschenproduktion, Frankfurt 1979

Konkret-Sexualität 1985, S 38

Hermann Peter Piwitt

Liebe fürs Leben

Dass er von einem Quicki träume, seit Menschengedenken, sagt K., ein freundlicher, etwas umständlicher junger Mann, Mitarbeiter eines deutschen Medienkonzerns; oder doch von etwas in der Art. Die Auserwählte, er lade sie ins Theater, er statte sich mit dem nötigen Papiergeld aus für ein eventuell doch notwendig werdendes Essen zur Nacht; sogar warten könne er, wenn Rücksichten auf Gefühle der Partnerin dies erforderten, womöglich tagelang; schließlich, auch ein Quicki brauche seine Zeit... Aber was passiere?

Schon in der Pause habe sie gewöhnlich jemanden ausgespäht, einen Regieassistenten, einen Hilfsdramaturgen. Und kaum die Stimme der Natur gespürt - Hopp Hopp, schon auf und davon!

Und keine Woche vergehe, da flössen die Tränen, da säße man wieder bei ihm auf dem Sofa, bediene sich bei seinem Teegebäck und klage über den Mangel der Männer an Gefühl. Er? Natürlich höre er da zu, mürrisch, ja angewidert zwar; aber sei man denn ein Unmensch?

»Und«?

»Ja, und dann, zum Abschied, ergreift sie meine Hand, gibt mir einen Kuß auf die Stirn und sagt: Schade... Du wärst ein Mann fürs Leben.«

Ob es die falsche Ausstrahlung sei, fragt K.; ob er rieche, stinke? Und wieso überhaupt gäbe es Sex mit Seele, Geist und Herz überall umsonst, und nur für Sex ohne alles müsse man bezahlen?

»Abgestandene Gemütswerte: Was soll mir das an einer Frau, wenn ich vögeln möchte> Und was soll ihr das an mir, wenn sie ... «?

»Titten, Arsch und Punze!« ruft K. und schlägt die Hände vors Gesicht. »Die Spiritualität des Fleisches!« Er schluchzt. Und nun laufen ihm tatsächlich Tränen über die Wangen. »Sie haben kein Gefühl«, flüstert er, »das ist es.«

»Weißt Du«, sage ich, »K., ich möchte kein Unmensch sein, aber...«

»Laß, laß«, sagt er und lächelt schon wieder. »Laß... Geschick... Es ist eben ein Geschick... Ein ungünstiges Geschick. Ich muß halt so leben. Und sterben. Als Mann für das Höhere. Für oben rum. Fürs Leben.«

Und haben seine Regieassistenten längst Familie, und sind seine Auserwählten längst in Mutterpflichten aufgegangen, womöglich fürs Leben, - er wird noch immer unterwegs sein, ein hungriger, ein halbverhungerter Wolf, auf der Suche nach dem einmaligen, dem wahrhaft spirituellen Augenblick, sakramentnochmal: seinem Quickl.

Konkret-Sexualität 1985, S 39

Georg Bollenbeck

Friedhof der Gefühle

In der herrschenden Moral gehört das Schlafzimmer zum Intimbereich, über den man nicht spricht. Welche Bedeutung hat die tendenzielle Abkehr vom stereotypen ehelichen Schlafzimmer?

Jugenderinnerungen: Ein Doppelbett, ein Kleiderschrank, zwei Nachttische und eine Frisierkommode mit Kristallspiegel. Alles glänzend, nußbaum-furniert. Die Möbel waren zu massig für den kleinen Raum. Und dann noch das »Gracia« Parade-Set von Neckermann, die edlen Satin Tagesdecken in rosé mit Rosettenstepperei und aufgenähtem Rüschenvolant! Waren die bordeaux-roten Nachttischlämpchen an, dann zauberte das Parade-Set einen romantisch-verspielten Glanz ins Schlafzimmer, wie es der Katalog versprach. In der Helligkeit von Tageslicht oder Deckenlampe wirkte es eher kalt und künstlich. An den Wänden hingen die betenden Hände von Dürer, Maria im Rosengarten von Stephan Lochner und eine barbusige Zigeunerin von einem unbekannten Künstler.

Die Einrichtung des Zimmers erschien mir anregend und einschläfernd zugleich - wie das selten lustvolle Stöhnen von Tante Eva und das häufige monotone Schnarchen von Onkel Felix. Die hörbare Lust der Tante erregte mich. Nein, die Tante werde ich nicht beschreiben. Mir geht es ja um die Schlafzimmereinrichtung. In meiner Phantasie verschwand das massige Nußbaummobillar, leuchtete das Rosé der noch nicht zurückgelegten Tagesdecken warm, waren die betenden Hände nebst der Maria im Rosengarten verschwunden, während mir die barbusige Zigeunerin zuzulächeln begann.

Meine Erinnerungen beanspruchen eine gewisse Repräsentanz. Das gilt für meine pubertären Wunschbilder, denen das Aufstöhnen der Tante zusätzlich aufreizende Schärfe verlieh, wie für die Schlafzimmereinrichtung. Sicherlich gab es auch damals ärmliche und luxuriöse Ausstattungen, ließe sich an Größe und Wert die beanspruchte soziale Stellung der Besitzer ablesen. Schlafzimmer haben keinen Gebrauchswert »an sich«. Sie lassen sich nicht nur als Orte des Ausruhens, des Fortpflanzens und der Lust beschreiben. Ihnen haftet ein differenzierender Symbolwert an. Auch das Schlafzimmer ist in den Dienst jener für die bürgerliche Individualität charakteristischen Koalition von »Gelten und Haben~<«Hegel) getreten. Besitz drückt den »eigenen« Reichtum aus, hat eine sozialdifferenzierende Funktion. Von daher auch der häufige Vergleich: unser Schlafzimmer soll schöner sein als... - es ist aber noch nicht so schön wie. Aus diesem Blick nach unten und oben bezieht der »Sinn des Habens« (Marx) sein Energie. Ihm geht es nicht um den Gebrauch, sondern um das Gelten, nicht um konkrete Aneignung, sondern um abstrakten Besitz. Deshalb sind Schlafzimmer häufiger Vorführ- als Verführzimmer: massige Möbel aus dünnen Spanplatten mit Nußbaumfurnier, prächtige Parade-Sets aus 100 Prozent Viskose mit Seideneffekt.

Nun kann man für die bürgerliche Besitzfunktion zwar markantere Beispiele finden, man denke an den Mercedes-Stern oder das Lacoste-Krokodil, zwei Markenzeichen mit Fetischcharakter, aber: Trotz unterschiedlichster Ausprägungen in Material, Stil und Luxus ist die Vorstellung, was in ein Schlafzimmer gehört und wie es zu arrangieren ist, nahezu stereotyp und nicht auf bestimmte Klassen und Schichten beschränkt. Kritiker der Innenarchitektur sprechen von einem »negativen, verbindlichen Modell« (P.M. Bode) mit einem übereinstimmenden Möbelangebot und verbindlichen Baubeschreibungen. Von dieser normierten Gegenständlichkeit geht eine wechselhafte Gestimmtheit aus.

Das Schlafzimmer ist ein Ort der Verlockung und Versagung, der Lust und der Last, der frommen Madonnen und barbusigen Zigeunerinnen. Für die Vertreter der herrschenden Moral gehört es »einem intimen Bereich des Lebens an, von dem man nicht viel spricht« (O.F. Bollnow). Für den Volksmund ist es »Arbeitszimmer«, »Kitzelkammer«, »Schleifacker« und »Schmeichelweide«. Das Bett gilt als »Hobelbank«, »Plättbrett« und »Lustwiese«. Der Bettvorleger dient als »Tropfenfänger«, die Frisierkommode (wußte dies Tante Eva?) als »Fotzenblende« und die Lampe als »Stimmungsorgel«. In diesen unflätigen Bennenungen ist die zivilisierte Rede der Hochsprache durchbrochen und die schamlosen Wendungen lassen die Grenze zwischen Zärtlichkeit und Brutalität fließend erscheinen.

Die räumlichen Verhältnisse sind in der alltäglichen Sprache auf sexuelle Verhaltensweisen bezogen. Wie aber lassen sich wechselhafte Gestimmtheit und gegensätzliche Spannungen erklären? Bestimmt man die stereotype Gegenständlichkeit des Schlafzimmers als Vermittlung gesellschaftlicher Beziehungen, dann läßt sich an ihr das Verhalten der Menschen ablesen. Dazu bedarf es der historischen Perspektive, die das Mobiliar in Bewegung bringt, denn dem Alltagsbewußtsein erscheinen die gegenständlichen Lebensbedingungen ebenso zeitlos wie die entsprechenden Verhaltensstandards. Aus dieser Sicht haben Cäsar und Kleopatra, Siegfried und Kriemhild ein Doppelbett mit Frisierkommode. Und was hätte Tante Eva von jenen Südäthiopiern gedacht, bei denen es bis vor wenigen Jahren üblich war, daß Frauen ihre Liebhaber empfangen durften? Es wird berichtet, daß der Liebhaber, wenn er das Zelt seiner Auserwählten betrat, seinen Speer vor den Eingang stellte, damit der Ehemann Bescheid wußte und die Liebenden nicht störte.

Das stereotype deutsche Eheschlafzimmer ist als Teil einer Kleinfamilienwohnung als solches angelegt und der privateste Raum und die vergegenständlichte Forderung nach dauerhafter Monogamie. Das war nicht immer so. In der bäuerlichen Welt ist bis zum 19. Jahrhundert der Haushalt die zentrale Einheit. Die Menschen werden nicht Familien, sondern

Haushalten zugeordnet. Hier verbringen sie, stets umgeben von anderen Menschen, ihr Leben. Die Wohnverhältnisse erlauben keine Privatsphäre. Auf den meisten Bauernhöfen schlafen mehrere Personen in einem Raum.

Von den Oberschichten geht seit dem Spätmittelalter ein verstärktes Schamempfinden aus, das die sexuellen Beziehungen der Menschen umgibt und sie zunehmend aus dem öffentlichen Leben verbannt. Trotzdem bleibt genügend Raum für Sexualität außerhalb der normierten ehelichen Partnerschaft, die ohnehin nicht aus Liebe, sondern aus ökonomischer Rationalität vollzogen wird. Die Bürger- und Bauernfamilie bindet nicht Gefühl, sondern gemeinsames Wohnen und Wirtschaften, der Erhalt von Haus und Hof. Auch Kinderfrauen und Mägde zählen zum Sorgebereich des ganzen Hauses.

Das Bild von der Kleinfamilie, die sich in häuslicher Zurückgezogenheit um den warmen Böllerofen oder um den heimeligen Tannenbaum versammelt, wird erst im 19. Jahrhundert repräsentativ. jetzt werden mit zunehmender Industrialisierung wirtschaftliche Produktion und Beruf aus der Familie ausgelagert. Die Frau wird auf den neuen Kleinhaushalt beschränkt. Dafür »darf« sie den innerfamiliären Bereich sentimental auffüllen als Gegenwelt zur lauernden Konkurrenz »draußen«. Gemütlichkeit, Privatheit und eheliche Liebe werden zu Leitwerten. Von daher bezieht die Darstellung schöner Biedermeierfamilien ihren matten Glanz. Den kleinen Leuten bleiben solche Lebensbedingungen vorenthalten, und doch entwickelt sich, bis in die reformistische Programmatik der Arbeiterbewegung hinein, der gemütliche Kleinhaushalt zum populären Leitbild.

Veranschaulicht das häufig dargestellte Wohnzimmer die propagierte Gemütlichkeit, so verkörpert das Schlafzimmer eheliche Liebe und Treue. Mann und Frau, tagsüber in verschiedenen Lebenswelten getrennt, sind nachts im Ehebett vereint. Nicht ohne Grund sprechen zahlreiche zeitgenössische Sozialreformer der bürgerlichen Häuslichkeit eine sittigende Wirkung zu. So versucht zum Beispiel Etienne Laspeyres in seinem Beitrag »Zur Moralstatistik. Der Einfluß des Wohnens auf das Betragen« (1869) nachzuweisen, daß eigene Möbel und Räume »sittliches Betragen« garantieren.

Den Moralpredigern erscheinen folgerichtig die elenden Wohnverhältnisse der kleinen Leute mit Schlafburschen und Schlafmädchen, überfüllten Räumen und Betten als Brutstätten der Wollust und Unzucht. So berichtet ein Pastor in einer Broschüre der Sittlichkeitsvereine Deutschlands aus dem kaiserlichen Berlin: »Äußerlich sahs aus wie eine Räuberhöhle, und drinnen wurden gefunden 53 ungetaufte Kinder, 15 ungetraute Paare, 17 wilde Ehen, 22 Prostituierte mit einer großen Zahl Zuhälter... außerdem fanden sich 95 Konkubinate, 130 uneheliche Kinder; 25 Frauenzimmer hatten Kinder von verschiedenen Männern, und an einem einzigen Tag wurden einmal zum Gaudium der übrigen Bewohner 15 Dirnen, welche sistiert werden sollten, teils unter den Betten hervorgezogen, teils durch die Fenster herausgeholt«.

Bei solchen Wohnverhältnissen wird eine eigene Wohnung zum Tagtraum, und das Schlafzimmer erhält zusätzliche Bedeutung. Es wird zum Wunschobjekt mit utopischer Aura, die es durch dauerhafte Benutzung verliert. Das neue Ideal der Liebesheirat vergegenständlicht sich im Schlafzimmer und wird zugleich durch das Prinzip »lebenslänglich« zerstört. Der Ort phantasierter erotischer Wunschlandschaften verkommt zum Friedhof der Gefühle. Nebenbei bemerkt: die erotische Kunst spiegelt dieses Nebeneinander von Erregung und Routine, von Verlockung und Versagung wider. Sie präsentiert das eheliche Schlafzimmer als prickelnden Hintergrund der Hochzeitsnacht oder des Ehebruchs. Darstellungen von silbernen oder gar goldenen Hochzeitsnächten sind nicht bekannt.

Die Abnahme erotischer Spannungen ist ein wichtiges, aber vordergründiges Erklärungsmoment. Wesentlicher ist der Begriff »bürgerliche Liebesheirat«. Sie verspricht die Versöhnung von individueller Liebe und dauerhafter Institution und erscheint als Übereinkunft gleichberechtigter Gatten. Den Weg dazu ebnet unter dem Einfluß von Aufklärung und Französischer Revolution das bürgerliche Recht, indem es die Ehepartner - entsprechend der formalen Gleichheit beim ökonomischen Tauschvertrag - als gleichberechtigte Vertragspartner ansieht. Andererseits verstärkt sich unter bürgerlichen Verhältnissen ein patriarchalisches Autoritäts- und Abhängigkeitsdenken. Deshalb thematisieren die großen realistischen Romane des 19. Jahrhunderts die enttäuschte Ehefrau, erzählt Heinrich Mann das öffentliche und familiäre Leben seines »Untertan« als sich entsprechende Einheit, kritisiert der utopische Sozialist Fourier die Familie als »isolierende Eintönigkeit«, analysieren die Klassiker des Wissenschaftlichen Sozialismus den Zusammenhang von Geldverhältnissen, monogamer Ehe und Prostitution.

Die »junge Wohnidee« des »interlübkeWohnschlafzimmers« vertreibt nicht die alte isolierte Eintönigkeit des Ehelebens. Dennoch verdienen solch gestaltkonzeptionellen Veränderungen Beachtung, weil die Abweichung von der Standardeinrichtung verändertes Verhalten anzeigen kann. So sollte das bohèmehafte Atelier als freier Treffpunkt einer künstlerischen Randgruppe ähnlich wie das »Einküchenhaus« als Versuch kollektiven Wohnens die bürgerliche Grenze zwischen privater und öffentlicher Existenz überwinden. Gleiches gilt für Siedlungsprojekte, Kommunen und Wohngemeinschaften. Dies geschieht aus bewußter Frontstellung - sei es nun lebensreformerisch beschränkt gegen die »Spießer« oder umfassend revolutionär gegen die bürgerliche Gesellschaft.

Eher untergründig sind kleine Verschiebungen im Alltag zu orten. So läßt, wie Norbert Elias bemerkt hat, der Wechsel vom Nachthemd zum Schlafanzug, also zu einer »öffentlicheren« Schlafbekleidung, ein Sinken der Scham- und Peinlichkeitsschwelle erkennen. Bedeutsam ist auch, daß »fürs ganze Leben« weder Schlafzimmer mehr gekauft noch

Ehen geschlossen werden. Und Wohnschlafzimmer sind mehr als ein Modetrend. In ihnen äußert sich eine bescheidene Lockerung rigider Privatheit. Hinzu kommt, was jeder Marketingexperte aus der Möbelbranche bestätigt, daß es immer mehr »Alleinstehende« gibt. Ihre Schlafräume sind nicht mehr die Tabernakel ehelicher Treue und familiärer Privatheit.

»Was wir also heutzutage vermuten können über die Ordnung der Geschlechtsverhältnisse nach der bevorstehenden Wegfegung der kapitalistischen Produktion ist vorwiegend negativer Art, beschränkt sich meist auf das, was wegfällt. Was aber wird hinzukommen?« Ich weiß es auch hundert Jahre später nicht, lieber Friedrich Engels. Meine WG kann ich nicht als Modell empfehlen. Was ich weiß: Manchmal mußte sich meine Tante gegen den zudringlichen Onkel wehren. Dann wurde ihr der Tagtraum Schlafzimmer zum Alptraum und sie wünschte sich ein abgelegenes Einzelzimmer.

Mir wäre das mehr als recht gewesen.

Konkret-Sexualität 1985, S 42

Thomas Kapielski

Schrumpelstielchen und der böse Rolf

Alle dachten immer Rolf ist doof. In der Schule sagten sie immer alle: »Bist du denn nur doof?« Und so tastete sich Rolf durch die endlose Dunkelheit kollektiver Tyrannei. (Abb. 1) Eines Tages nun geriet er so beim Tasten im Dunkeln an zwei so weiche Duddein mit kleinen Knibbeln auf der Spitze drauf. Nanu! Hier war doch mal was anders! In Rolf hatte sich eine Verbindung ergeben, die sein ganzes Leben überschatten sollte. Seine Erfahrung von der Bosheit der Weit war an zwei Titten in Sexualität verwandelt worden. Ein solider Busenfetischismus und ein brauchbares Lebensmotto bogen in Rolfs Lebensweg ein und begleiteten ihn bis zum Ende (Abb. 2).

Ein tief in Rolf sitzender Trieb trieb ihn tiefer und tiefer: Irgendwo, dachte Rolf, muß ein Loch seinl Wie ferngesteuert lief er auf ein finstren Zeitungskiosk zu und kaufte ein Ferkelheft. »Ast rein!« brüllte er dumpf auf, als er zum ersten Mal in seinem Leben das weibliche Geschlechtsteil abgebildet sah. Im Mai noch desselben Jahres lernte Rolf an einer Imbißbude Tamara kennen, welcher er großzügig »Bols Grüne Banane« spendierte, damit er ihr seinen Piepel reinstecken konnte. Aber Tamara war mit sechs von ihrem Vati vergewaltigt worden und bekam Scheidenkrampf. Rolfs Psyche brach sich ihren Weg: Er besetzte die Härte des Lebens, die er ja so sehrgut kannte, mit seiner ganzen vorwärtsstrebenden Sexualität und wurde Sadomaso. Tamara mußte jetzt immer Strapse anziehen, Rolf kaufte sich einen großen Stielkamm und dann brüllte er immer »Mein Kamm!« Und Tamara mußte den rechten Arm mit der Hakenkreuzbinde hochreißen und »Geil!« brüllen.

Das gefiel ihr sowieso besser, wie das Einführen des Penis, aber mit der Zeit wurde es Rolf langweilig und er bekam keinen mehr hoch, während Tamara ihn nur noch »Schrumpelstielchen« nannte, was Rolf in den Alkohol trieb.

Tamara aber hatte Geschmack an den harten Nummern gefunden und wie sie eines schönen Tages beim Aufräumen in der Küche ein Nudelholz findet, kommt ihr die schärfste Idee: Kraft durch Freude! Tamara montiert einen Fahrraddynamo an das Nudelholz und schließt über eine Lüsterklemme einen Massagestab an den Minuspol, führt den vibrierenden Teil wegen der Krämpfe in den Anus ein und lauert in solcherlei Dispositiv befindlich hinter der Wohnungstür auf den armen Rolf.(Abb. 3)

Rolf bekommt eins vor die Rübe und Tamara ihren ersten wahren Orgasmus. Doch die verfluchte double-bind-Situation treibt Rolf nach Kreuzberg, wo er eine Einzimmerwohnung mit Außenklo anmietet und Künstler wird.

Inzwischen ist Rolf ein auf dem Kunstmarkt international anerkannter Künstler. Charakteristisch für seine Arbeiten sei »eine merkwürdige Mischung aus milder Weltergebenheit und Blutgier«. Er beißt Teddys die Ohren ab und klebt sie blutend auf Leinwände, welche er »Ach du liebes Bißchen« nennt. (Abb. 4) Oder er fertigt grausamste Aquarelle mit einem eigenst dafür angefertigten sog. »Rockertuschkasten«. (Abb. 5,6) Tamara wohnt in der alten Neuköllner Wohnung und hat sich auf Alkoholiker um den Hermannplatz spezialisiert. Wenn Rolf die Inspiration fehlt, betrinkt er sich fürchterlich und geht nach Tamara. Und wenn sie nicht verlebt sind, so sterben sie noch heute.

Konkret-Sexualität 1985, S 44

Walter Klier

Die Ästhetik des zipless fuck

Walter Klier hat das Oeuvre Peter Handkes gelesen. Von 3300 Druckseiten beschäftigen sich etwa 40 mit Sexuellem oder einem Etwas, das man dafür halten könnte

Einen Herbst lang habe ich gelesen und mit den besten Absichten exzerpiert, notiert, formuliert, ich versuchte mich ästhetisch, philosophisch, historisch, politisch auseinanderzusetzen, mich dieses ungeheuren Wortschwalls zu erwehren, bis am Ende nichts geblieben war als

ernster, gesammelter Zuschauer allein in einem dunklen Striptease-Lokal, wunschlos phantasierend vor den in schöner Gleichmäßigkeit bewegten nackten Körpern, als der »Mann mit dem Weinglas«; oder befand sich mit anderen Unbekannten in einem Porno-Kino, als »Mann mit den verschränkten Armen«

ein graues Schwappen im Hirn, eine dumpfe Abneigung, die nichts mehr zuließ, als im gelesenen Text Wörter, Sätze, ganze Passagen

Schließlich wurde ich so erregt, daß ich sie auf der Stelle niederwerfen wollte

wüst anzustreichen, mit Girlanden, Ausrufungs- und Fragezeichen zu versehen; die anscheinend allgemein durchgehaltene Seriosität der kritischen Beschäftigung mit diesem Autor erschien mit dem Fortschreiten der Lektüre immer unbegründeter,

Die Brüste der Frauen hatte ich noch nie so schön und herausfordernd gesehen wie jetzt. Ihr Anblick war fast schmerzhaft, und doch war ich froh, daß ich nichts wollte als ihnen zuschauen, wie sie vor den breiten Reklameflächen so selbstvergnügt hin und her schlenderten. Eine Frau blieb in der Türfast stehen und suchte nach etwas. Ich erschrak richtig vor Gier

es erschien immer unsinniger, gegen diese, wie sich mit jeder Seite deutlicher herausstellte, zwischen Buchdeckel gepreßten komprimierten (oder vielmehr ausschweifenden, langatmigen, unkonzentriert und gedankenlos, ja vor allem gedankenlos herausgeschwafelten) Schwachköpfigkeiten mit einem kritischen Instrumentarium zu argumentieren, denen sich innerhalb dieser Texte nichts entgegensetzte, die ständig unterhalb jener geistigen Reizschwelle verblieben, an der die kritische Auseinandersetzung überhaupt erst beginnen kann, und damit

ergab es sich einmal während unserer halbherzigen Zärtlichkeiten, daß mein Glied plötzlich in sie eingedrungen war. Ich sollte noch ihren Namen nennen, konnte aber nicht. Sie unterrichtete Deutsch

den unvorstellbaren Berg von PH-Literatur weiter zu vermehren - bereits in dem 1972 erschienenen Band 518 der edition suhrkamp »Über PH« erstreckt sich das Verzeichnis der Sekundärliteratur über 26 Druckseiten, mit dem Vermerk »die seit 1966 ständig wachsende Sekundärliteratur ist bereits heute so umfangreich, daß in diese Bibliographie nur eine Auswahl der aufschlußreichsten Titel vorgenommen werden konnte« (ist das deutsch?) - und dann aber mein Thema »Der Beischlaf bei PH«, offensichtlich eine Frage abseits der üblichen, fragt man denn sowas einen Dichter? - also: über das Vögeln bei PH nichts gefunden -

wie Heinrich Lee, als er zum ersten Mal jemanden umarmte, in eine eisige Kälte versank und wie er und das Mädchen sich plötzlich als Feinde fühlten

wie auch die aus den 3300 Seiten exzerpierten Textstellen (alles, was irgendwie mit Sexualität zu tun hat) nicht mehr als vierzig Schreibmaschinenseiten ausmachen, und schon darin erweist PH sich als der vorbildlichste und die Unsterblichkeit der Seminarkarteien am zielbewußtesten ansteuernde heutige Dichter: indem er nämlich

Es ekelte mich nicht etwa bei dem Gedanken, in sie einzudringen, ich war nur zu einem solchen Gedanken gar nicht mehr fähig. Wohl erinnerte ich mich, daß so etwas möglich war, aber nichts reizte mich, es mir auch nur vorzustellen

die kontroversen Zonen Sex und Politik aufs tunlichste ausklammert, alles, was eine gewisse Peinlichkeit und betretenes Überblättern beim sinnsuchenden Leser hervorrufen könnte, vornehm zu überschweigen oder - da dies bei der Sexualität nicht gut möglich ist - sich durchzumogeln und möglichst nichts Verräterisches zu äußern: hierbei wählt der Künstler das dem jeweils herrschenden Geschmack entsprechende Klischee, sei es die formalistisch-avantgardistische Variante der sechziger Jahre

*gilt es nun mit dem anderen Knie stetig beharrlich zu spalten, oben ihr die Zunge, welche fade nach Lehm schmeckt, an den Gaumen zu klemmen, ihr mit den Armen die Arme zu strecken, sie darauf quer an die Kanten des Bettes anzuheften und so zu ihrem zerfledderten lachenden Gesicht voll Neugier herniederzuschauen, da sie geklüftet und klaffend darunterliegt, ihr mit Bedacht zuzuschauen, wie sie mit dem Ellbogen sich von den Schultern an aufstemmt, wie nicht viel daran fehlt, daß sie au/kommt, wie sie indessen kraftlos zurückfällt und über sich mit den zittrigen Fingern nach Luft schnappt, während die Fersen, je nach dem Ort, wo sie liegt, die Decken des Bet*tes *aufreiben oder aber schweißig die Bretter des Bodens beschmieren, und wie sie mit diesem, dem fremden Mund im geknebelten Stöhnen um Atem ringt,*

als im Zeichen der sogenannten Sprachkritik (und mit einem Papagei auf dem Schreibtisch, der in Abständen »Nouveau Roman« krächzte) das Klischee der Genauigkeit des Erzählens vom Klischee der Ungenauigkeit abgelöst wurde, was dem Dichter (in dem Maß, wie er sich als *der* Neue Deutsche Dichter etablierte) erlaubte, seine offenkundige Unfähigkeit, auch nur irgendetwas, gleich was, auf irgendeine Weise passabel, das heißt über den allgemeinen schon zum

Überdruß bekannten Formelvorrat hinaus zu beschreiben, als Sprachkritik zu verkaufen,

an Vorkommnissen und Handlungen das Sich Vorwärtsbewegen des Mannes, das Sich Verstützen der männlichen Fäuste zu beiden Seiten der weiblichen Schultern, das Sich Recken und Strecken der weiblichen Arme, das an den Körper Ziehen eines der weiblichen Beine, das Verschlingen der weiblichen Arme um den männlichen Nacken, das naseweise lautlose weibliche Lachen, das ruckhafte

seine Beschreibungsimpotenz als Beschreibung einer allgemein gesellschaftlichen Wahrnehmungs- und Sprechimpotenz auszugeben, das Lebensgefühl des an seinem Schreibtisch austrocknenden Dichters

und atme nicht ein / und atme nicht aus / und rühre mich nicht vom Fleck

mit Hilfe der in ihre staubigen Institute gesperrten Germanisten zu einem allgemeinen Lebensgefühl zu erklären und zu propagieren,

Ich laufe bei dem Auflauf nicht davon und schon bin ich ein Aufrührer

ein Lebensgefühl, das auf dem Marsch durch die Institutionen entstanden sein muß und sich nun bei den Inhabern der Lehrstühle und Redakteursposten verfestigt, die, gequält von ihrem richtigen falschen Bewußtsein, das Aufrührerische und Emanzipatorische in sich noch nicht völlig abgetötet haben, sondern in ein Feld abgeschoben, wo keine Gefahr droht: die Sprache, die reine Sprache, die reine Kritik und späterhin die reine Restitution der reinen Sprache,

oder umgekehrt / oder umgekehrt

so als könne Sprache unabhängig von ihrem Gebrauch betrachtet werden, so als könne Sprache jemals nichts bedeuten, so als plaudere nicht gerade der Sprachkritiker PH - ohne es selbst zu bemerken - auf das bereitwilligste alles aus, was an Bewußt- und Unbewußtsein durch ihn spukt, eben weil er sich weigert, den Text an einer wie immer gearteten Wirklichkeit zu messen,

Kaum fange ich an zu schauen - schon muß ich hier und dort was erblicken

schleicht seine Wirklichkeit sich in die Texte zurück, und weil er sich so gegen alle Aussage spreizt, sagt er aus,

Plötzlich dachte ich.- Ich möchte wirklich nicht mehr meinen edlen Schwanz in so eine Frau hineinstecken!, und lächelte sie versonnen an, und sie lächelte zurück

und Sie haben richtig gelesen, auf Seite 37 von »Das Gewicht der Welt. Ein Journal 1975-77.« Damit halten wir in der mittleren Epoche des Meisters, als der Zeitgeist bittersüße Subjektivität mit spätexistentialistischem Touch verlangte und PH

Der Analytiker sagte. »Ich habe den Eindruck, bei Ihnen sind bestimmte Gefühlsbereiche überhaupt kaltgestellt«

in der »Stunde der wahren Empfindung« seine Standard- oder sagen wir Urliebesgeschichte herauszuarbeiten begann, deren Vorform sich in der »Angst des Tormanns beim Elfmeter« findet,

im Stiegenhaus berührte er sie wieder. Sie fing an zu laufen; er ging langsamen Als er oben angekommen war, erkannte er ihre Wohnung daran, daß die Tür weit offenstand. Sie machte sich im Finstern bemerkbar; erging zu ihr hin, und sie ließen sich sofort miteinander ein

noch dürr und nüchtern im Vergleich zu dem, was folgen sollte - die pro Werk ein oder zwei Mal wiederholte Beschwörung des vom Himmel gefallenen, wundersamen, willigen, unerhört schönen und strahlenden Weibes, das nach einem sofort und ohne Hindernisse sich ergebenden, unbeschreiblich schönen und ganz und gar folgenlosen Geschlechtsverkehr sich wiederum in Luft auflöst, und das soll dem geneigten Leser nicht vorenthalten werden

Es fiel ihm auf, wie hoch sie die Schale über die Blumen hielt und mit welch behutsamem Strahl sie das Wasser ausgoß. Ihre Lippen waren dabei geöffnet, das Gesicht seltsam alt, und auf einmal kam ihm vor, als ob er sie bei etwas Verbotenem beobachtete. Es wurde ihm heiß und schwindlig aber er konnte nicht mehr woanders hinschauen. -Als sie vom Fenster wegtrat, hoffte er, daß sie wiederkäme. Sie zeigte sich sogar früher, als er erwartet hatte; kam richtig gelaufen, wie aufgeregt, und schaute ihn schnell von der Seite an - goß dann aber noch behutsamer, verzögerte sogar das Umkippen der Tasse., als hätte sie einen Widerstand zu überwinden. Plötzlich schaute sie ihn noch einmal an - ohne daß sich ihr Gesicht dabei änderte, mit einem langen Blick, der nicht abbrach, alt, böse und vergrämt vor Geilheit. Sein Glied wurde steif, und er erschrak und wich kurz zurück. - Dann vergaß er alles und ging schnell durch den Flur zu ihr hinüber. Sie kam ihm im Zimmer entgegen. Er sperrte noch die Tür ab. Mit zwei, drei Bewegungen waren sie am Boden ineinander, mit ein paar weiteren riß sie die Augen auf, und er schloß sie

Dem Ungläubigen kann ich versichern: ja, das steht bei PH, und es ist erst der Anfang *Ich grüße dich, Homer!*

von dem, was der Meister in seinem Spätwerk zur Ästhetik des zipless fuck (Erica Jong) beiträgt, und wir können sicher sein, daß er in weiteren Jahrzehnten fruchtbaren Schaffens noch eine Fülle immer reizenderer Bilder aus dem neuzeitlichen Sexualleben malen wird

Weiterzeichnend versuchte Sorger noch, sich gegen seine jähe Macht zu wehren, aber die beiden unterbrachen ihn: »Laß es dir doch gefallen. «Schöne Verantwortungslosigkeit, mit der diese Abenteuerinnen unterwegs waren: und ihre Schönheit hatte recht. Oder kannte er ein anderes Gesetz?

Sie waren sogar fähig, ernst zu bleiben und er erfuhr mit ihnen den Triumph vollkommener Geistesgegenwart. »Die Sonne ging unter, und überschattet wurden alle Straßen«: er bat sie nicht, mit ihm zu kommen; sie folgten ihm.

Ihre Verantwortungslosigkeit hatte nicht nur recht; sie war herrlich. Die Kälte ihrer Fingernägel. Die Klarheit ihres Leibesinnern!

Die Dumpfheit seines Kopfesinnern. Diese Dreierkombination mit den Sonnenuntergangsfrauen dürfte (schon wegen der kühnen Erweiterung des klassischen Partner-Duos) den vorläufigen Höhepunkt des Phschen Schaffens darstellen; die Liebesszene im »Chinesen des Schmerzes« fällt dagegen etwas ab; wir wollen daher nur den fulminanten Beginn anspielen

Es wurde ein gemeinsamer Blick, welchen nichts mehr rückgängig machen konnte, auch wenn wir danach, wie nach einem Schreckenserlebnis, im Leeren blinzelten. Sie sagte etwas, in einem unbestimmbaren Akzent, der vielleicht nur aus dem Augenblick kam. Ich war auf sie zugetreten und hatte sie umfangen. Ich wurde überwältigt von dem einzigen Wort, das zwischen uns gesprochen wurde: »Du«

und gleich dem Höhepunkt zustreben

Indem ich sie im Finstern suchte, empfand ich ihre Gestalt umso tiefen Nein, kein Suchen nach ihr.- sie war da. Von ihrer Leibhaftigkeit im Innersten berührt, zögerte ich - und gerade an meinem Zögern erkannte sie mich. ja, die Frau war es, die den Mann erkannte; und sie war es auch, die sich, entschiedene, majestätische Gebärde, mit ihm vereinigte -

ist das nun die »Postmoderne«? Manifestiert sich hier die

begriffsauflösende und damit zukunftsmächtige Kraft des poetischen Denkens?

Wäre am Ende PH selber der

Seins-Nichts,

der mit einer als poetisch verkleideten

Drohnensprache des blechernen Zeitalters

den Deutschen ihren ersehnten Dichter mimt, von Homer über Göthe bis Flaubert an allem parasitierend, was gut und theuer ist, blutegelartig an den Namen großer Verstorbener festgesaugt, die sich nicht wehren können, prototypischer Verfasser von Groschenromanen für Intellektuelle, personifizierte Leistung des deutschen Feuilletons? - Eigentlich, möchte man sagen, ist er ein armer Mensch.

Konkret-Sexualität 1985, S 48

Sabine Rosenbladt

Liebe geht durch die Nase

Bevor die Kosmetikindustrie flächendeckend sprühte, gab es noch allerlei wilde Gerüche. Von Amaryllis, Heliotrop, Safran, Amber über die Urgeruchs-These und Freud bis zu Bac, Fa, Liasan, Vionell inspizierte Sabine Rosenbladt das nasogenitale Feld

Mein Freund ist ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hängt.

Hohelied Salomos

Gerüche! Wo sind sie geblieben, die mannigfaltigen Vergnügungen der Nase? Wer erkennt und unterscheidet ihn noch, den Duft der Myrrhe, der indischen Narde, von Heliotrop, Amaryllis, persischem Safran, Amber, Zibet, Cassia? Welchem Liebenden ist noch die Lust vergönnt, das Brombeerarom einer feuchten Achselhöhle in vollen Zügen zu genießen?

Nein, desodoriert muß sie sein, die Achsel. Bis in unsere intimsten Stunden und die zartesten Verästelungen unserer Riechknospen verfolgt uns die Kosmetikindustrie. Das Wachstum dieser Branche ist schier gnadenlos. Muß es einen nicht gruseln, wenn man liest, daß sie im Jahre 19 82 Produkte im Gesamtwert von 5,275 Milliarden Mark verkaufte, wovon knapp die Hälfte zur Bekämpfung bundesdeutscher Körpergerüche verwandt wurde? Wie ich einer »Kommunikations-Analyse« des Gruner + Jahr-Verlags entnehme, riechen zur Zeit 3,35 Millionen deutsche Frauen nach dem Parfum »janine D«, 1,06 Millionen nach »Revlon Charlie«, 1,47 Millionen nach »Nina Ricci«, 3,61 Millionen nach »Chanel« - und so fort.

Welche Schäden diese Normierung, diese flächendeckende Gleichschaltung der Sinnlichkeit zufügen wird, ist gar nicht abzusehen. Die Sprache verarmt. Metaphorik im Liebesgeflüster ist kaum noch möglich, wenn die zärtlichen Düfte mit Namen wie Bac! Fa! Liasan! Vionell! belegt werden müßten - ein Büschel Myrrhe? *Mein* Freund verströmt, poetisch nicht beschreibbar, Jil Sander - After Shave.

Die Domestizierung der Nase schreitet also fort. Wie die Nase eines Mannes, so sein Johannes, sagt der Volksmund, und stellt damit den Zusammenhang her. Für »Abort« verzeichnet Bornemans Wörterbuch der sexuellen Umgangssprache noch 134 Ausdrücke- Abé, Absalom, Arschbliss, Brunzwinde, Brunzwinkel, Donnerwinde, Eckloge, Rettich, Ruhrort - Beskis, Boltkas, Danziger, Danzke, Fichebeis, Fuhlkitt, Nefel, Noll, Schundbeis, Schunderwinde, Seibelbeis... Die letzteren sind bereits veraltet.

Historisch interessant ist, daß gerade das geruchsfeindliche 19. Jahrhundert eine intensive wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen verzeichnet. Während, von Frankreich ausgehend, Europa sich desodoriert, entwickelt zum Beispiel der berühmte deutsche Evolutionist Ernst Haeckel seine »Urgeruchs«-These: »Erotische Chemotropismen« (das heißt chemisch auf den Geruchssinn wirkende sexuelle Stimulantien), so Haeckel in seiner »Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen« 1874, seien die »Urquelle« aller sexuellen Anziehung.

Aus dem »dorsalen Geruchsrohr« der Urtierspezies *Chordaeae* habe sich phylogenetisch das gesamte Nervenzentrum entwickelt, vermutete der Biologe. Den Geschlechtszellen schrieb er eine Art »niederer Seelenthätigkeit« zu: »Beide empfinden gegenseitig ihre Nähe, beide werden durch einen sinnlichen (wahrscheinlich dem Geruch verwandten) Trieb zueinander hingezogen.« Und so, meinte Haeckel, »führt uns die vergleichende Entwicklungsgeschichte ganz klar und unzweifelhaft auf die älteste Quelle der Liebe zurück: Auf die Wahlverwandtschaft zweier verschiedener erotischer Zellen: Spermazelle und Eizelle.«

Der Wissenschaftshistoriker Frank J. Sulloway hat in seiner kritischen Freud-Biographie auf den Einfluß hingewiesen, den der Berliner Facharzt für Hals- und Nasenkrankheiten Wilhelm Fließ in den neunziger Jahren auf Freud hatte. Fließ war besessen von der Idee eines physiologischen Bindeglieds zwischen Nase und Geschlechtsorganen. Er stützte sich dabei auf die anatomische Ähnlichkeit des Schleimhautgewebes von Nase und Genitalien, einer Struktur, die, so auch der amerikanische Laryngologe John N. Mackenzie, »im wesentlichen das anatomische Analogon des Schwellkörpergewebes im Penis ist.«

Fließ war der Ansicht, bestimmte »Genitalstellen« in der Nase entdeckt zu haben. Mit einer Kokain-Therapie oder gar Operation dieser »Stellen« versuchte er, bestimmte genitale Beschwerden wie Dysmenorrhöe, aber auch nasogenitale »Reflexneurosen« zu behandeln. Freud selber ließ sich von ihm mehrfach an der Nase operieren und überwies ihm eine Patientin, die an hysterischen Magenbeschwerden litt. Sie hätte den chirurgischen Eingriff beinah nicht überlebt, weil Fließ einen langen Streifen Jodoform-Gaze in ihrer Nasennebenhöhle vergaß.

Für Fließ war die Nase ein geschlechtsspezifisches Organ, eine erogene Zone par excellence. Freud, so Sulloway, folgte ihm in dieser Auffassung und ging sogar noch weiter. Am 14. November 1897 schrieb er an Fließ: »Daß bei der *Verdrängung* etwas Organisches mitwirkt, habe ich oft geahnt; daß es sich um die Auflassung von ehemaligen Sexualzonen handelt, konnte ich Dir schon einmal erzählen... Bei mir hatte sich die Vermutung an die veränderte Rolle der

Geruchssensationen geknüpft: Aufrechter Gang, Nase vom Boden abgehoben, damit eine Anzahl von früher interessanten Sensationen, die an der Erde haften, widerlich geworden durch einen mir noch unbekannten Vorgang (Er trägt die Nase hoch = er hält sich für etwas besonders Edles). Die Zonen nun, welche beim normalen und reifen Menschen sexuelle Entbindung nicht mehr produzieren, müssen Afterregion und Mund- Rachengegend sein.«

Diese Einsicht steht, wie unschwer zu erkennen ist, am Beginn der Freudschen Neurosenlehre. Freud an Fließ: »Grob gesagt, die Erinnerung stinkt aktuell, wie in der Gegenwart das Objekt stinkt, und wie wir das Sinnesorgan (Kopf und Nase) im Ekel abwenden, so wendet sich Vorbewußtes und der bewußte Sinn von der Erinnerung ab. Dies ist die *Verdrängung.«*

Am Anfang also war die Nase? Ernst Haeckel ordnete uns noch stammesgeschichtlich der Spezies der »Catarrhinen« (Schmalnasen-Affen) zu. Und daß uns die Evolution der frühen animalischen Riechvergnügen noch nicht ganz beraubt hat, darauf weist Irenäus Eibl-Eibesfeld in seinem 1984 erschienen Buch »Die Biologie des menschlichen Verhaltens« hin: Der menschliche Duftstoff *Androstenol,* enthalten in Urin, Fettgewebe und Achselschweiß (!), erhöhe die allgemeine Freundlichkeit und wirke sexuell stimulierend. Er erinnere in der Duftnote entfernt an Moschus oder Sandelholz, werde verstärkt von schwitzenden Männern verströmt und von Frauen besonders gern gerochen.

Und dann muß man lesen, daß bereits 63,5 Prozent der bundesdeutschen Männer regelmäßig Deo-Spray, -Roller oder -Stick benutzen und die Sparte »Herren-Kosmetik« die größten Zuwachsraten auf dem Markt aufweist... Ärgerlich, wirklich.

Bei meiner Fährtensuche zum Thema stieß ich in der Hamburger Staatsbibliothek unter dem Schlagwort »Geruch« auf ein köstliches Werk der finnischen Altphilologin Saara Lilja. Es heißt »The Treatment of Odours in the Poetry of Antiquity«, ist immerhin 275 Seiten stark und führte dazu, daß ich einen ganzen Nachmittag lang - eine feine Duftspur hinterlassend, die einem überreifen St.-Albray-Käse in meiner Tasche entstieg - durch Buchläden zog und deutsche Ausgaben von Martial, Catull, Ovid, Plautus und Horaz erwarb; denn Frau Lilja zitiert die Stellen von nasogenitalem Interesse natürlich nur im (griechischen und lateinischen) Original.

Diese Stellen belegen, daß die antike Dichtung sich mit Gerüchen, gleich welcher Provenienz, intensiv und gerne beschäftigt hat. Opfer waren »Riechopfer«, deren zum Himmel steigende Bratengerüche die Götter erfreuen sollten; in der »Ilias« parfümiert sich Hera, um Zeus zu verführen, derart ausgiebig mit Ambrosia, daß »der Duft bis zur Erde drang«; vom schlechten Mundgeruch der Eumeniden ist in der Orestie die Rede.

In einer der witzigsten Szenen von Aristophanes' »Lysistrata« stehen sich der Chor der Männer und der Chor der Frauen feindselig gegenüber. Die Frauen haben gerade ziemlich drastisch klargemacht, daß die ewig kriegführenden Männer ihnen gestohlen bleiben können. Darauf der Männerchor:

»Auf, zur Wehr muß sich jetzt setzen, wer ein Mann mit Hoden ist!

Auf, zieht aus die Hemden, daß *der Mann als Mann zu riechen* ist,

denn nicht wie in Feigenblätter eingewickelt wolln wir sein!«

Auf diese unglaubliche Attacke antwortet nun wieder der Frauenchor:

»Auf, auch wir ziehn aus die Hemden, los ihr Fraun, wir wolln ja *riechen wie gereizte Frauen,* scharf und bissig, voller Zorn!«

Properz lobt an seiner Freundin Cynthia, daß sie nicht nach »arabischem Parfüm« riecht, sondern von Eigendüften umweht ist, »quos ipse suls fecit Amor manibus«, die Amor mit seinen eigenen Händen gemacht hat. Und Martial findet es verdächtig, daß Freund Postumus immer in eine Myrrhen-Duftwolke gehüllt ist, denn »non bene olet qui bene semper olet« - wer immer zu gut riecht, riecht ja wohl eigentlich nicht gut...

Catull schließlich verrät, in daktylischen Hexametern, warum Rufus keinen Erfolg bei den Frauen hat:

»Wundern darfst du dich nicht, daß nie eine Frau mit den zarten Schenkeln, Rufus, sich dir unterzulegen verlangt,

Böses Gerede verdirbt deinen Ruf: Man behauptet von deinen Achselhöhlen, darin wohne ein stinkender Bock!«

»Geruchserinnerungen«, sagt Alain Corbin in seiner »Geschichte des Geruchs«, bleiben in aller Zukunft ein Hilfsmittel der Revolte, sie vertreten das Anliegen der Triebhaftigkeit und der ausschweifenden Kindheit.« Nicht umsonst werden Theweleits faschistische, in ihren Körperpanzern steckende Männer geschüttelt vor Ekel angesichts von Schmutz, Schleim, Exkrementen, Menstruationsblut. »Das Kernstück aller faschistischen Propaganda«, schreibt Theweleit, »ist der Kampf gegen alles, was Lust, was Genuß ist.« Eben auch: Knoblauch, Heliotrop und Achselschweiß...

Henri de Montherlant, französischer Schriftsteller und Bewunderer der Nazi-Ideologie, läßt seine Helden Widerwillen empfinden gegen »jenen süßlichen, fast Übelkeit erregenden Geruch und diesen weißfischhaften Körper ohne Muskeln und Nerven« ihrer Geliebten. Dominique ist keine weiße Frau, sondern ein Wesen aus Fleisch und Blut: »Diejenige, die ganz

Geist und Seele gewesen war, geriet in Schweiß, gab *Ausdünstungen* von sich, und wenn sie außer Atem war, schnaufte sie unablässig.« Fi donc! Und auch Solange »muß auf den Abort gehen, und Costals erinnert sich an jene Stute, die er hatte, die so stolz und zartfühlend war, daß sie niemals harnte oder mistete, wenn er auf ihrem Rücken saß.«

O ja, Stuten ohne Darmausgang sind die besseren Frauen, und Türken stinken sowieso.

Konkret-Sexualität 1985, S 50

Herbert Ladendorf

Morgen

Morgen
werde ich anders sein
als heute
heute
habe ich versagt
morgen
werde ich sagen
morgen
werde ich anders sein
als heute
heute
habe ich versagt
gestern
habe ich gesagt
morgen
werde ich anders sein
als heute
heute
habe ich versagt...

Konkret-Sexualität 1985, S 52

Helmut Heißenbüttel

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

Nach der »schönsten erotischen Szene in der Literatur, an die ich mich erinnere«, gefragt, fühle ich fast die gleiche Verlegenheit, wie wenn ich gefragt werde nach der schönsten Liebesgeschichte meines Lebens. Ich bin ja nicht Simenon, der ungefähr gesagt hat, tausendmal gevögelt, aber nur zweimal waren unvergeßlich. Ich habe auch Schwierigkeiten mit dem Adjektiv schön. Was ist eine schöne erotische Szene, was gar die schönste? Die komischste vielleicht? Die, in der Henry Miller, in »Sexus«, zum letzten Mal mit seiner Frau ins Bett gehn will und plötzlich ängstlich wird, sie könnte ihm den Schwanz abbeißen? Ich möchte noch weiter gehn und fragen, wie weit kann ich den Begriff des Erotischen fassen? Erotisch gleich Liebesszene? Erotisch gleich sexueller Begegnung? Beides zugleich?

Ich erinnere mich, daß ich in meiner jugendlichen Lektüre dreimal die Erfahrung eines über Literatur vermittelten Liebesgefühls gehabt habe, das alle drei Male über bloß emotionelle Erregung in so etwas wie frühe libidinöse Bewegung überging. Das erste Mal war es die Szene, in der Ekkehard in Victor von Scheffels »Ekkehard« die Herzogin Hadwig über die Klosterschwelle tragen muß. Ich spürte an mir die Berührung des weiblichen Körpers. Das muß mit etwa 10, 11 Jahren gewesen sein.

Das zweite Mal geschah mit etwa 13, als ich »Volk ohne Raum« von Hans Grimm las. Cornelius Friebott sucht, aus der Internierung des Burenfeldzugs nach Südafrika zurückgekehrt, die burische Geliebte. Er erfährt, daß sie in Lager umgekommen ist, aber hört, nachts, real, nicht im Traum, ihre Stimme, die singt: Dat du min Leevsten bist. Er halluziniert die Stimme der Gestorbenen. Auch diese Lektüre war für mich von körperlicher Reaktion begleitet. Wenig später las ich »Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken« von Manfred Hausmann, darin die Szene, in der die Geliebte für eine Nacht über dem ausgebrannten Lagerfeuer in den Dünen ihre Brüste baumeln läßt.

Mit dieser Szene öffnete sich meine Lektüre gleichsam auf das hin, was man im engeren Sinn erotisch nennt. Ich entdeckte zum Beispiel David Herbert Lawrence, und ich erinnere mich, wie ich mit 17 im englischen Original »Women in Love« las und darin die Szene, in der der Geliebte der einen Brangwen-Tochter ins Schlafzimmer eindringt. Ich habe das damals Wort für Wort übersetzt, weil ich wissen wollte, was er da »tut«. Aber ich habe es nicht herausgekriegt, weil er ja nichts tut, Lawrence sein Tun vielmehr unter vielen unklaren Umschreibungen verdeckt. Dies verstärkt in mir den Verdacht* daß meine Erinnerung an solche literarischen Szenen stärker ist, wenn ein komisches Element beigemischt ist. Das gilt besonders für Henry Miller und Jean Geriet. Wobei ich Miller am Anfang (etwa 1952/53) ernsthafter gelesen habe, die »Wendekreise« mir erst später komisch vorkamen (vorkommen), während Genets Erzählungen, »Querelle de Brest« oder »Pompes funèbres« in der Erstlektüre komischer waren als später. Ich bin mir nicht sicher bei Pierre Klossowski, würde jedoch sagen, daß das komische Element für mich eher in den Zeichnungen, stärker noch in den fotografierten Tableaux liegt. Das komische Element fehlt völlig, fällt mir auf, in den Romanen von Georges Batailles und Witold Gombrowicz. Nun würde die Feststellung, daß erotische Szenen der Literatur für mich offenbar einprägsamer sind, wenn sie eine etwas komische Beimischung haben, nichts Objektives zutage fördern, sondern nur auf eine Eigentümlichkeit oder auf einen Defekt meiner eigenen Psyche hinweisen. Habe ich damit die Frage beantwortet? ja und nein, würde ich sagen. Gottseidank fallen mir doch noch zwei Bücher ein, in denen, wiederum für mich, das Schöne und das Erotische zusammenkommen. Das eine ist Dostojewskis Erzählung »Heilige Leidenschaft« (auch »Die Wirtin«), und zwar die Szene am Anfang des zweiten Teils, in der Katerina zu dem Studenten Ordynow kommt. In diese Mischung aus Verliebtheit, Mystik und Wahnsinn bin ich immer wieder, wenn ich es lese, vollkommen entrückt. Die andere Szene habe ich im »Band am Hals der Olympia« von Michel Leiris gelesen. Darin beschreibt Leiris, wie ihn in der Rue des Capucines in Paris zwei junge Schöne in einem Sportwagen auffordern, mit ihnen zu fahren, und er ihnen antwortet »(liebenswürdig, wie es sich geziemt): Ihr seid sehr freundlich, aber ich bin schon ein bißchen alt«. Danach die Reflexionen, die Leiris an diese Begegnung anknüpft. Eine, wenn auch negativ verlaufende, erotische Szene und schön. Und auch ein bißchen komisch?

Konkret-Sexualität 1985, S 52

Brigitte Kronauer

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

Die Atmosphäre einer Passage in Flauberts »November« habe ich dreißig Jahre lang behalten, und ohne nachzulesen, wußte ich sofort wieder, daß sie mit dem Verb »klappern« zusammenhängt. Der junge Icherzähler liegt bei einer etwas älteren, schönen Prostituierten und in die Wollust der beiden gerät dieses eine Wort. Ich konnte es damals nur instinktiv ahnen, nicht wissen: Es ist das Signal des Knöchernen, Asketischen, Tödlichen, das die Leidenschaft als etwas Ambivalentes vollendet, in einem halben Satz: »... ihre Augen funkelten furchtbar im Dunkel, und das Bernsteinarmband, das sie an ihrem rechten Arm trug, klapperte, wenn sie an das Alkovengetäfel kam.«

Konkret-Sexualität 1985, S 53

Hermann Peter Piwitt

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

Die schönsten Liebesgeschichten stehen in Ovids »Metamorphosen«. Zum Beispiel die von »Ceyx und Alcyone«, von »Philemon und Baucis« oder wie Ceres ihre Tochter Proserpina sucht. Eine der zweitschönsten Liebesszenen fand ich in Stifters »Bunte Steine«, in der Erzählung »Kalkstein«:

Manchmal stand ich an dem Fenster und sah auf den Garten hinüber, in welchem immer ohne Unterbrechung, außer wenn es Nacht wurde oder schlechtes Wetter kam, Wäsche an den Schnüren hing, und ich hatte die weißen Dinge sehr lieb. Da kam zuweilen das Mädchen heraus, ging auf dem Anger hin und wieder und hatte mancherlei zu tun, oder ich sah es, obwohl das Häuschen sehr unter Zweigen versteckt war, an dem Fenster stehen und lernen. Ich wußte bald auch die Zeit, an welcher es die Wäsche forttrug, und da ging ich manchmal in den Garten hinunter und stand an dem eisernen Gitter. Da der Weg an dem Gitter vorüberging, mußte das Mädchen an mir vorbeikommen. Es wußte recht wohl, daß ich da stehe: denn es schämte sich immer und nahm sich im Gange zusammen.

Eines Tages, da ich die Wäscheträgerin von ferne kommen sah, legte ich schnell einen sehr schönen Pfirsich, den ich zu diesem Zwecke schon vorher gepflückt hatte, durch die Öffnung der Gitterstäbe hinaus auf ihren Weg und ging in das Gebüsche. Ich ging so tief hinein, daß ich sie nicht sehen konnte. Als schon so viele Zeit vergangen war, daß sie lange vorübergekommen sein mußte, ging ich wieder hervor; allein der Pfirsich lag noch auf dem Wege. Ich wartete nun die Zeit ab, wann sie wieder zurückkommen würde. Aber da sie schon zurückgekommen war, und ich nachsah, lag der Pfirsich noch auf dem Wege. Ich nahm ihn wieder herein. Das nämliche geschah nach einer Zeit noch einmal. Beim dritten Male blieb ich stehen, als der Pfirsich mit seiner sanften roten Wange auf dem Sande lag, und sagte, da sie in die Nähe kam: »Nimm ihn.« Sie blickte mich an, zögerte ein Weilchen, bückte sich dann und nahm die Frucht. Ich weiß nicht mehr, wo sie dieselbe hingesteckt hatte, aber das weiß ich genau, daß sie sie genommen hatte. Nach Verlauf von einiger Zeit tat ich dasselbe wieder, und sie nahm wieder die Frucht. So geschah es mehrere Male, und endlich reichte ich ihr den Pfirsich mit der Hand durch das Gitter. - Zuletzt kamen wir auch zum Sprechen. Was wir gesprochen haben, weiß ich nicht mehr. Es muß gewöhnliches Ding gewesen sein. Wir nahmen uns auch bei den Händen. (...)

Nach geraumer Zeit sah ich das Mädchen lange nicht an dem eisernen Gitter vorübergehen, ich getraute mir nicht ZU fragen, und als ich endlich doch fragte, erfuhr ich, daß es in eine andere Stadt gegeben worden sei, und daß es die Braut eines fernen Anverwandten werden würde.

Ich meinte damals, daß ich mir die Seele aus dem Körper weinen müsse.

Konkret-Sexualität 1985, S 53

Sarah Schumann

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

10. August

Von ein bis zwei Uhr Mittagsschlaf.

Dann alles wieder genauso wie am 8. August.

11. August

Auch heute keine Akupunktur, aber sonst verlief alles völlig anders. Satsuko rief nicht: »Ich schließe Jetzt ab!« sondern: »Hier ist auf«

Und sie zeigte mir unerwartet ein heiteres Gesicht. Dann hörte ich die Dusche rauschen. »Ist 'er' heute nicht da?«

»Nein. Komm nur herein.«

»Ich betrat das Bad, und sie verschwand schnell hinter dem Vorhang.

»Heute darfst du mich küssen!«

Das Rauschen der Dusche hörte auf, und sie streckte mir zwischen den Vorhängen ein Bein entgegen.

»Das sieht ja wieder aus wie bei einer ärztlichen Untersuchung!«

»ja, ja, laß das doch. Oberhalb des Knies darfst du mich nicht küssen! Dafür stelle ich aber heute die Dusche ab.«

»Wofür willst du mich denn so belohnen? Ich fürchte, das ist viel zu wenig!«

»Wenn du keine Lust hat, laß es sein. Ich will dich zu nichts zwingen.« Doch dann fügte sie hinzu: »Heute erlaube ich dir mehr als nur die Lippen. Da darfst auch deine Zunge dabei gebrauchen.«

Sie stand genauso vor mir wie am 28. Juli. Ich drückte meine Lippen auf die gleiche Stelle ihres Unterschenkels und genoß mit der Zunge hingegeben die ganze Köstlichkeit ihrer Haut. Es war wie ein Kuß auf den Mund. Langsam glitt ich mit der Zunge hinunter bis zur Ferse. Zu meiner Überraschung gab sie kein Wort von sich. Sie ließ mich widerspruchslos gewähren. Meine Zunge erreichte den Rist ihres Fußes und dann die Zehenspitzen. Ich kniete mich hin und nahm einen ihrer Füße in die Hand. Die große Zehe und die zweite und dritte steckte ich in den Mund. Die Sohle ihres nassen Fußes sah zauberhaft aus - lebendig wie ein Gesicht.

»Nun genügt es doch wohl.«

Sie stellte plötzlich die Dusche wieder an. Das Wasser strömte über meinen Kopf, mein Gesicht und ihre Fußsohle....

Junichiro Tanizaki:

»Tagebuch eines alten Narren«, Rowohlt, 1966

Konkret-Sexualität 1985, S 54

Lottemi Doormann

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

Als Kind las ich gern historische Romane, die ich mir aus der Bücherhalle holte. Zu Hause gab es nur wenige Bücher, ich erinnere nicht einmal, wo sie aufbewahrt wurden, und später - zwei .spärliche Reihen hinter Glas im neuen, auf altdeutsch getrimmten Wohnzimmerschrank, die waren für uns Kinder tabu. Einmal, als ich krank war, durfte ich unter den ledereingefaßten Zierbänden nach Geschichtlichem suchen, und das erste passende, das ich fand, hieß »Bartholomäusnacht« von einem Ludwig Hanna, Wegweiser-Verlag Berlin, 1932, eine Ausgabe des »Volksverbandes der Bücherfreunde«. Es handelte von Geschehnissen am Hofe des französischen Königs Karl IX., die zur Ermordung von Tausenden Hugenotten in der Nacht zum 24.8.1572 führten. Der Vater besah den Titel, blätterte ein wenig in den vergilbten Seiten und gab das Werk der halbwüchsigen, unaufgeklärten Tochter, die von Liebe nichts wissen durfte, zur Lektüre frei.

Er hat das Buch wohl nie gelesen - die schwülstige Geschichte eines treudeutschen Jünglings namens Reinhold, der in geheimer, religiöser Mission nach Paris reist und »luziferischen Versuchungen« begegnet. Mit einem fuchsigen Vergnügen stieß ich auf deftige Liebesszenen - wenn der Vater wüßte. Ich war der »eifrige Gottessucher« Reinhold, der von liebessüchtigen Frauen verführt wird, von einem »süßen Mägdlein« im Bad, von der glutäugigen, schwarzgelockten Dirne Gisquette und von der schönen, sinnlichen Prinzessin Margot, der Schwester des Königs, die sich den nimmt, den sie begehrt. Den Reinhold inkognito. Gisquette führt den ahnungslosen Jüngling mit verbundenen Augen an einen unbekannten Ort:

»Sie führte mich an der Hand über einen holprigen Steinweg, öffnete die Tür, zu der Stufen hinaufführten, ein balsamischer Duft wehte mir entgegen, so fremdartig, wie ich ihn nie verspürt. Ich bemerkte, daß ich in ein Zimmer getreten war, hörte eine Tür hinter mir ins Schloß fallen und wußte nun nicht, ob ich allein oder mit Gisquette in dem Raum war. Plötzlich wurde ich an der Hand gefaßt. Ich spürte weiche, zarte Knöchel, die nicht Gisquette gehörten. Unwillkürlich fragte ich: 'Wer ist da?'

'Wenn du die Binde abnimmst, bist du des Todes', sagte eine leise Frauenstimme. Ich fühlte, wie mich der wunderbare Duft von jugendfrischem Fleisch umwehte, wie sich ein Frauenkörper, nur von einem feinen Seidenhemd bedeckt, eng an mich schmiegte und wie sich weiche Hände um meinen Nacken legten. Gleich darauf fühlte ich mich auf ein Ruhelager niedergezogen.

'Wo hin ich?' tastete ich mich mit den Händen nach seitwärts. Zarter Weibgeruch schlug mir entgegen und raste durch mein Gemüt.

'Schweig!' sagte die Flüsterstimme, von der ich nicht wußte, ob sie echt oder verstellt war. Die weichen Hände nestelten an meinem Wams herum, an meinem Hemd und gleich darauf brannte ein Kuß auf meinen Lippen, auf meiner Brust, auf meiner Wange - alles so feurig und leidenschaftlich, daß ich meinte, ich müsse in Flammen aufgehen.

'Mein Hemd ist nur die Asche, die eine wilde Glut bedeckt', flüsterte die Lockstimme.

Ich hatte gar nicht die Kraft, mich zu wehren, meine vermeintliche reine Torheit zerbrach unter dem Ansturm der Sinne, mein Körper glühte und lohte, ich tastete die herrliche Formung ab, verwühlte mich in die geheimsten Reize und ehe ich noch den ganzen dunklen Zauber fassen konnte, erlag ich ihm schon nach kurzer Selbstwehr. Die Nacht wob ihre Stille um uns, ich hörte den keuchenden Atem des Weibes gehen, fühlte, wie sich die kleinen Finger in meine Haut verkrallten, wie sich die Zähne in meinen Hals verbissen und gleich darauf löste sich mein ganzer armseliger Mensch in seliges Vergehen und Verströmen auf.«

Und so weiter. Und ich, ein pubertierendes Mädchen, fühlte so schwülstig wie der verführte Jüngling, das Lustobjekt einer »schamlosen« Frau. Dieser Kitsch war meine erste eigene Entdeckung in Sachen Sexualität, eine Wonne offensichtlich, die mich mächtig anzog und die zu den lustfeindlichen Botschaften der Eltern überhaupt nicht paßte. Das habe ich mir gemerkt - mochte sich der Autor auch noch soviel Mühe geben, die Lust als »Dämon der Sünde« zu geißeln und ihr Tücke, Grausamkeit und Mord anzulasten - jedenfalls bei den Frauen. Denn sie sind es, die in diesem melodramatischen Trivialroman die Zügel in der Hand halten, in der Politik und in der Liebe; aber ob ich das als Dreizehnjährige, 1959, bewußt wahrgenommen habe, als ich mich mit dem jungen Reinhold identifizierte, das weiß ich nicht mehr.

Konkret-Sexualität 1985, S 54

Horst Tomayer

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

Meine schönste erotische Stelle in der Literatur? Sie markiert den Beginn meiner sexuellen Biografie. Im Frühjahr 1951, die Ausdünstungen des verfaulten Laubs in den Mischwäldern des Endmoränengebiets am Ammersee stiegen von den Nüstern sogleich in die Lenden des an den Ketten des Katholizismus zerrenden Knaben, da entlieh ich bei Frau Gerbing zu Grafrath, die unter ihrem Dache Kolonialwarenhandlung, Poststelle und eine kleine Buchausleihe beherbergte, einen Sechshundertseitenwälzer. Titel: »Der Scharfrichter von Paris«, glaube ich. Von wem? Keine Ahnung. Unvergessen aber jene »Stelle«, wo der Mann der Guillotine eine Dirne aus dem Volke vögelt. Diese blitzsaubere Mischung von Gewalt, Angst, Tod und Wollust verhalf dem Pubertanden in die erste, wenngleich von wüstenbrunnentiefem Erschrekken begleitete Ejakulation. Von nun an ging es - ab!

Konkret-Sexualität 1985, S 55

Alfred Hrdlicka

Sexualität Konkret fragte: An welche erotische Szene in der Literatur erinnern Sie sich gerne?

Meine erste Begegnung mit Schubert - sein Bildnis auf einer Streichholzschachtel, schwarze Zeichnung auf gelbem Papier. Wer dieser Herr war, wußte ich nicht, ich kann mich nur erinnern, daß ich noch nicht zur Schule ging und eine Kollektion leerer Streichholzschachteln mein Baukasten war. Die nächste Begegnung: der Schubert-Brunnen im 9. Bezirk. Auf dem Weg zur Großmutter vom 20. in den 16. Bezirk kamen wir jedesmal daran vorbei und die hingekauerte Marmordame weckte in mir sexuelle Wunschvorstellungen. Meine Vorliebe für die von Honoré de Balzac propagierte »Frau von dreißig Jahren« ließe sich darauf zurückführen, vermutlich auch mein Besessensein von der Steinbildhauerei.

Daß diese Marmorfigur Sinnbild für Schuberts Werk war, war selbstverständlich nicht meine Kinderinterpretation, für mich war sie »Frau 5chubert« und so etwas wie Sexualneid kam in mir hoch, sooft ich an ihr vorbeiging; ganz gleich zu welcher Jahreszeit, ich suchte immer einen Vorwand, mich an dem Brunnen zu laben. An meinen Doktorgespielinnen hatte ich weniger Spaß, ich fand es furchtbar ungerecht, nicht erwachsen zu sein.«

So beschrieb ich im Vorwort zu meinem Schubert-Katalog meine erste Begegnung mit einem Kunstwerk, die mir im Gedächtnis geblieben ist.

Ohne die vorpubertäre Phase zu unterschätzen, bin ich überzeugt, daß wir uns trotz einschneidender Kindheitserlebnisse eine gewisse Flexibilität bewahren, sei es auch nur aus gesellschaftlicher Konvention oder aus dem Bedürfnis, der angepeilten Imagebildung zu entsprechen. Bildnerische Produktion und künstlerische Persönlichkeit auf einen Nenner zu bringen, ist nicht immer einfach, man erlebt da seine Überraschungen.

Vor etwa fünfzehn Jahren kam ein sehr bekannter deutsch-amerikanischer Maler, einer der Väter der Pop Art, in mein Prateratelier. Silvesterparty. Zu vorgerückter Stunde wurde er gesprächig; man hörte hin und war neugierig, welche der anwesenden Damen ihm besonders gefiel, denn einige hätten seinem Geschmack entsprechen müssen: hochhackige Stiefel, auffällig gekleidet und geschminkt, zum Teil von großem Wuchs und durchaus geeignet, eine stramme Domina abzugeben. Nichts von alledem. Sein Interesse galt einer zwar hübschen, aber noch sehr kindlichen elf- bis zwölfjährigen Bohnenstange. Naja, vielleicht werde ich eines Tages auch noch auf eine mir unbekannte Gefühlsebene einschwenken, und was mir in der Jugend die Frau von dreißig bedeutet hat, könnte im Alter die Frau von dreizehn sein.

Üblicherweise hat man die ersten sexuellen Beziehungen zu Gleichaltrigen, als ich jedoch 1945 mit siebzehn Jahren an die Akademie kam, wurde mir alsbald klar, daß mein Drängen zur Bildnerei bestimmt wurde von der Hoffnung, Frauenzimmer von der Art kennenzulernen, wie ich sie auf Renaissancebildern gesehen hatte. Vor einiger Zeit fiel mir wieder ein kleines Aquarell in die Hände, das ich im Alter von fünfzehn angefertigt hatte, eine sehr freie Kopie von Tizians »Schäfer und Nymphe«.

So naiv dieses Bildchen auch sein mag, ich kann mich noch sehr gut erinnern, daß ich mich als Halbwüchsiger nach venezianischer Fülle sehnte, und so galt meine Schwärmerei für die Frau von dreißig Jahren zuallererst ihren ausgeprägten weiblichen Attributen; bei der damaligen allgemeinen Ernährungslage hatten mir gleichaltrige Mädchen weniger zu bieten als ausgewachsene Frauenspersonen, die es schließlich auch besser verstanden, ihre weiblichen Reize zwecks Nahrungsbeschaffung einzubringen. Andersrum war aber die Situation für mich nicht einfach, da ich erstens kein Mann war, bei dem etwas zu holen war, und zweitens vom Habitus (zaundürr, schulterlanges Haar, abgelegte Kleider) eher einem anarchistischen Bombenleger glich als einem Gigolo.

Es ist die alte Frage: Wer war zuerst da, das Ei oder die Henne? Haben mich sexuelle Wunschvorstellungen zur Bildnerei getrieben, oder hat die Bildnerei meine sexuellen Wunschvorstellungen ge- beziehungsweise verformt? Heute neige ich dazu zu sagen: Frau Schubert, die Marmorweiße, glattkühl Lockende, und die venezianischen Hetären a la Tizian, Palma Vecchio, Tintoretto, Veronese, Carpaccio sind vor allem auch mit schuld an meinem reaktionären Frauenbild, doch gebe ich zu bedenken, daß ich aufgewachsen bin in Zeiten, wo Arbeitslosigkeit, Faschismus und Krieg den Alltag prägten und die Fata Morgana vom Luxusweibchen vielleicht gar kein so absurdes Gegenbild zu dem von oben verordneten, sportlich-aufzuchtprüden BDM- und RAD-Frauenbild war - was jedoch nicht als politische oder gar moralische Begründung verstanden werden, sondern nur verständlich machen soll, daß ich auf der Suche nach dem anderen Extrem war.

Meine Nachkriegsvenezianerinnen fanden sich denn auch, als aufgedonnerte Doppelzentner saßen sie im akademienahen Café Dobner, Ecke Zweierlinie und Naschmarkt. Ihre Wirkung und ihr Wirken waren für mich nicht zuletzt eine bildnerische Starthilfe. Mit dem Radierzyklus »1001 Nacht« gelang mir zum erstenmal etwas, was den Leuten ins Gemüt und unter die Haut ging.

Konkret-Sexualität 1985, S 57

Volkmar Sigusch

Augenblicke eines Sexualforschers

Volkmar Sigusch gehört nicht zu den erklärten Freunden der USA. Auf US-Amerikanisches, einschließlich der Sexualforschung, reagiert er im allgemeinen mit Ausschlägen. Trotzdem hat er die Metastase verlassen und ist in den Primärtumor geflogen

Warum ich nach so vielen Jahren wieder nach New York geflogen bin? Es gab mehrere Gründe und viel Gefühl. Dort leben sehr gute Freunde von mir. Dort leben alte Sexualforscher, die die Nazis vertrieben haben. Einer, Hans Lehfeldt, den ich noch nicht persönlich kannte, erzählte mir von seiner Zeit mit Felix A. Theilhaber, Max Hodann, Magnus Hirschfeld, Margret Sanger, Norman Haire, Ernst Gräfenberg. Bei Mary S. Rosenberg suchte ich nach den Büchern der Vertriebenen. Sie hat Tausende in fünfzig Jahren zusammengetragen. Ich erzählte ihr, welche Nachlässe ich bereits aufgespürt habe, und ihre doppelt so alten und erfahrenen Ohren glühten dabei beinahe so heftig wie meine. Ein anderer Sexualforscher, wirklich ein alter Freund von mir, Harry Benjamin, stand wenige Tage vor seinem hundertsten Geburtstag. Ich höre ihn so gerne davon sprechen, wie Caruso in Berlin gesungen, was Freud zu ihm in der Wiener Berggasse gesagt, warum Kinsey seinen Rat gesucht hat.

Eine Stunde vor New York werde ich vom Finanzministerium gefragt, ob ich Schnecken oder dergleichen in die Vereinigten Staaten einzuführen beabsichtige. Ich denke, sie haben die ganze Welt infiziert und fürchten, angesteckt zu werden. Hans Bürger-Prinz sagte immer: Bei der größten Stärke liegt die größte Schwäche. Weil ich alle meine Gehäuse durchsuche, erzählt mir eine Stewardeß, ihre Gesellschaft habe kürzlich fünftausend Dollar Strafe zahlen müssen. Ein Kapitän war dabei gestellt worden, wie er einen nichtdeklarierten Apfel versehentlich über die Grenze trug. Vorgewarnt, hatte ich die Wurst der Vogelsbergbauern für meine Freunde bereits selber gegessen. Später erlebe ich, daß sich kein New Yorker traut, näher als zehn Fuß an einem Hydranten zu parken, beidseits, obwohl sie in jeder Straße mehrfach stehen und Parkplätze so rar sind wie Autos überzählig. Die Metropole fürchtet das Feuer sehr. Ständig heulen ihre Wehren auf. Liegen darin für uns Chancen? Sollen wir sie mit Schnecken bombardieren, um sie zur Vernunft zu bringen? Oder mit Zündeln beschäftigen?

Beim Trippeln auf den Einreisebeamten zu werden die Fluggäste aufgeteilt in US-Bürger und Andere. Die Amis kommen schnell voran und überlegen. Rot gedruckt lese ich die Warnung des Justizministeriums: Ausländer, die ohne Bewilligung Arbeit aufnehmen, werden deportiert. Ich fluche laut und ernte teils ängstliche, teils böse Blicke. Nicht alle sind wie ich bereit, sofort wieder abzureisen. In mir steigt Deutsches, Dunkles auf. Damit befaßt, daß mein Enddarm nach Schnecken, Minima moralia, Radikalen durchwühlt wird, baue ich auf den Konsul der BRD. Der Beamte mustert meine diversen Deklarationen und die Stempel im Paß. Indien, Arabien, CSSR, Grenada.. Was der wohl denkt? Ich blicke überlegen. Auf den Dollarnoten in meiner Tasche steht schließlich: IN GOD WE TRUST. Sehr angenehm ist eine gelbe Linie vor dem Immigration Inspector. Dort, eineinhalb Meter vor seinem halbgeschlossenen Kasten, muß der nächste Bittsteller warten. Man hofft, er hört nicht die Lügen, die man schon dem Generalkonsul auftischen mußte: Sind Sie sexuell, geistig, politisch abweichend oder wegen einer dieser Abweichungen jemals angeklagt oder verurteilt worden? Nein, nein, nein.

Die Freunde, die mich nach dem Zoll auffangen, stimmen darin überein, daß die USA bürokratischer seien als Deutsch-Deutschland. Ich tröste sie und mich mit einem deutschen Generalfeldmarschall, mehr noch mit einem deutschen Schriftsteller. Der antwortete den Einwanderungsbehörden, als er, vor den Nazis fliehend, in den USA eine Bleibe suchte, irgendwelche homosexuellen Beziehungen, Perversionen habe es bei ihm nie gegeben. Das FBI überwachte ihn lückenlos, konnte aber trotz »merkwürdiger Personen« in seiner Umgebung nichts Festnagelndes feststellen. Ansonsten stand der Schriftsteller zu seiner Neigung, praktizierte und bekannte sie. Die größte Stärke kommt aus der größten Schwäche. Der Schriftsteller kam als US-Bürger in das besiegte Deutschland zurück. In der Uniform der Besetzer befragte er die, die ihn verjagt hatten. Beiden zahlte er zurück. Wie sich der Schriftsteller zu repatriieren suchte, rehabilitierte sich der Generalfeldmarschall notdürftig. Der eine war ein Antifaschist, der andere ein Atomkriegsbeamter. Gesiegt hat jeder für sich allein, der Stachel aber war identisch.

Einmal als Gast eingereist, erhält man viele gute Worte. Es dauert nur wenige Tage, bis man gemerkt hat, daß es sich fast immer um stehende Redewendungen handelt. Die Telefonistin sagt: Ich wünsche Ihnen einen guten Tag und ist aus der Bahn geworfen, wenn man sich für ihre Wünsche bedankt. Hier kann man überleben, Millionen tun es irgendwie, ohne englisch sprechen oder verstehen zu können. Manchmal ist es sogar besonders schonend, denn im Moment des Schreckens, ein Unfall, ein Zusammenbruch, wird gefragt: Bist du okay? Ich scheue davor zurück, mir auszumalen, wie es einem erginge, wenn in den USA deutsch gesprochen würde. Als zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung über die Sprache des neuen Landes abgestimmt wurde, lag Englisch nur mit wenigen Stimmen vor Deutsch. Vielleicht würde unsereiner doch einen Kulturschock bekommen, den ich jetzt dank Marshallplan, McDonald's, Dallas und Pershings nicht erleide. So genieße ich, daß man mich manchmal einfach nicht verstehen kann. Im Restaurant auf dem *World Trade Center, 107.* Stock, bricht eine typisch deutsche Wendung aus mir heraus: Hier zieht's. Übersetzen Sie das mal in irgendeine andere

Sprache. Ansonsten baue ich darauf, in allem zehn Jahre zurück zu sein. Daß das Entsetzliche, das die USA hervorbringen, etwa ein Jahrzehnt später bei uns durchbricht, hatte sich mir fast zu einer Gesetzmäßigkeit verdichtet. Am Ort stimme ich häufiger überein als mir lieb ist. Wie es den Deutschen zieht, essen und schlafen sie zu fixen Zeiten, ob sie nun hungrig und müde sind oder nicht. in Frankfurt kann man um 19 Uhr nicht mehr einkaufen, um 21 Uhr nicht ins Kino gehen, und um 23 Uhr muß man schon sehr findig sein, wenn man noch eine warme Suppe zu sich nehmen will. In New York City dagegen ist alles rund um die Uhr geöffnet. Und wenn einmal hundert Friseure fehlen, werden sie aus Italien eingeflogen.

Das Restaurant auf dem *World Trade Center,* in dem es zog, nennt sich *Windows on the* World. Es glaubt, eine Hors d'oeuvrerie zu haben. Beim Blick nach unten scheint alles harmlos, ästhetisch. Man sieht den Dreck, die Ratten, die Frierenden nicht, natürlich auch nicht die *Soutb Bronx,* die so kaputt ist wie Berlin, als Hitler starb. Einige Tage später, ich suche den Nachlaß Hugo Beigels in Westchester, fahren wir den *Cross Bronx Express Way* entlang, und ich kann Potemkinsche Dörfer auf US-amerikanisch bestaunen: Die Häuser, die nur noch Ruinen sind, hat die Stadt New York wegen der Durchreisenden mit Pappe vernageln lassen. Darauf sind Türen, Fenster mit Gardinen, ja sogar Blumentöpfe gemalt.

Der Kapitalismus lebt. In New Jersey sah ich eine Weihnachtsbaumschnürmaschine. Man steckt den Baum vorne rein und nimmt ihn hinten transportgerecht in Empfang. Übrigens der Weihnachtsbaum: er ruht hier nicht Wie oft noch bei uns vor sich hin. Er blinkt einen mit weiß-gelb-rot-blauen Lichterketten an, macht einen noch verrückter. Dabei hatte ich, dem Wunsch eines schwarzen Freundes folgend, echten deutschen Schmuck mitgebracht: Lametta, Wachskerzen, Kugeln. Das war aber viel zu wenig und viel zu tot. Hier ist alles in Bewegung, tun alle so, als seien sie noch am Leben. Der Moderator grlnst, die Kakerlaken huschen, der Klavierspieler grimassiert. Von dem schwarzen Freund erfahre ich mit Gewißheit: daß *music,* elektronisch zusammengeschustert und als Dauertropf injiziert, jede Verheißung verliert. Ebenso das TV, in dem ständiges Gehampele vergessen machen soll, wie unendlich plan und matt die Scheibe ist. Begrenzt ist auch die Auswahl. In der Wohnung, in der ich lebe, kommen nur 29 Programme an, und das Schaltgerät ist auch nur für 99 ausgelegt. Der Pornokanal wurde von allen, die ich besuchte, ob schwarz oder weiß, wegen der befürchteten heimischen Turbulenzen nicht gekauft. Unproblematisch, in dieser Hinsicht, sind die Kanäle, die nur Nachrichten bringen oder Sport oder, was mich beeindruckt, nichts als Wetter. Ich nehme mir vor, unser ganzheitliches Fernsehen zu genießen, bis es offen zerfallen ist.

Der Kapitalismus ist kreativ. Die Disko, die der »Stern« gerade *in* sah, ist schon wieder *out.* Jetzt bilden sich die Schlangen vor dem *Limelight,* einer Kirche, deren Altar Michael Jackson ertragen muß. Immerhin hat er aber seine Nase und seine Lippen plastisch-chirurgisch den Formen der Weißen nachbilden lassen. Der Rassismus lebt. Vielleicht darf er jetzt sogar für *Mentholatum* werben. Ich bin als eingebildeter Abendländer in der Disko-Kirche kaum anpassungsfähig, das Aufeinanderprallen der beiden Mystifikationen macht mir sittlich zu schaffen. Erträglicher finde ich, daß alle Varianten der Orchideen nach, Urin riechen. Sehr gefallen hat mir die Idee mit den *dummies.* Als die Stadt bei der letzten Ölkrise die Autofahrer aufforderte, nicht mit weniger als drei Insassen zu fahren, und das auch an den zahlreichen Tunneleinfahrten kontrollierte, setzten einige Findige einfach so etwas wie Schaufensterpuppen auf die Hintersitze. Das wäre im real existierenden Sozialismus kaum möglich, nicht nur, weil man dort von Attrappen und Puppen und Strohmännern weniger versteht.

Der Professor von der *Columbia University,* den ich seit fünfzehn Jahren kenne, fragt mich, wie und wann ich meine Bücher schreibe. Ich sage: Nachts. Er sagt: Dann bist Du eine umgedrehte Ratte. Ein anderer Professor will mich ähnlich begreifen: Ich habe *270* wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht, haben Sie mehr? In dem kubanisch-chinesischen Restaurant, das wir aufsuchen, gibt ein Keks zum Nachtisch den Spruch frei: *Wise men learn more from fools than fools from the wise.* Man beschimpft mich freundlich als Marxisten und bietet mir an, an einer der berühmtesten Akademien als Gastprofessor zu unterrichten. Auch mokiert sich keine Zeitung darüber, daß der westdeutsche Kanzler nichts versteht. *Newsweek* hat über AIDS und Homosexuelle so korrekt berichtet wie es der »Spiegel« nicht über sich brachte. Auf einer Postkarte lacht Reagans Kopf aus einer WC-Schüssel. Die Schwergedanklichkeit, gar die Schwerhörigkeit des Präsidenten schlachtet kaum einer aus. Auch nicht, daß er nur scheinbar frei spricht oder heute das Gegenteil von gestern sagt. Das wird positiv verbucht. Wissen Sie, daß Reagan den Kriegsveteranen die finanzielle Versorgung fast halbiert hat, daß die auf ihn wütend sind und ihn Bastard nennen? Doch damit die beim Überfall Grenadas Zusammengeschossenen nach dem Kriegsveteranengesetz versorgt werden können, wird diese Invasion als *peace time war* geführt, von der zuständigen Behörde in Manhattan. Wie gesagt, der Monopollsmus ist kreativ. Ich erinnere mich daran, daß meine Tageszeitung eine Bemerkung des Präsidenten aufgespießt hat, mit der er vor Polizeichefs in New Orleans seinen Feldzug gegen die »Epidemie des Verbrechens« begründet hatte: »Glauben sie mir, ich kenne das Problem. Im Fernsehen habe ich einmal einen Sheriff gespielt, der glaubte, ohne Revolver auskommen zu können. Nach 27 Minuten war ich tot.« Verpuppung der Verpuppung der Wirklichkeit, dreifache Wahrheit durch doppeltes Spiel, Travestie der Travestie, das Verbrechen als Fernsehen, das Leben als Spiel.

Die Schwulen der Metropole nehmen sich inige Rechte heraus, die zwar nicht anerkannt, aber zur Gewohnheit werden. Sie gehen Arm in Arm auf der Straße, suchen einen wie auf einem Flugplatz nach Waffen ab, organisieren sich eigene Kirchen samt Priesterschaft. Dafür gibt es in New York City praktisch keine öffentlichen Bedürfnisanstalten mehr, weil sie die als

Triebanstalten benutzt haben. Unser Bundesgesundheitsamt müßte dem Bürgermeister einmal auseinandersetzen, warum viele schwulenfreundliche Bedürfnisanstalten gerade jetzt eröffnet werden sollten. Dort fließt nämlich in aller Regel kein Blut, und schon gar nicht auf beiden Seiten.

Phänomenologisch begreife ich allmählich, wieso die US-amerikanischen Sexualforscher ohne die Annahme eines Sexualtriebes auskommen. Nirgendwo in der Welt sind jedenfalls ausgestellte und gepflegte Frauen so unsexuell wie hier. Die Plastik-Heim-Sexpuppen der Beate Rothermund, genannt Uhse, sind relativ erregender. Aber der herrschende US-Frauentypus stachelt, wenn schon nicht das Sexuelle, dann das Aggressive an. Ich verspüre Lust, diesen Typus kräftig zu backpfeifen, ihm *Pond's Make up* in der Gesichtsmaske zu verschmieren. Er ist einfach unsäglich, in Gesicht wie Schritt. Beim männlichen Mittypus reagiere ich ganz zuunterst. Ersparen Sie mir Einzelheiten. Die Homosexuellen, vielleicht nicht die Schwulen, tun öffentlich noch so, als seien sie triebhaft. Doch im *back room* läuft ein James-Bond-Film mit Maria Brandauer, auf der Bühne der *Paradise Garage* singen und tanzen drei Girls wie in den fünfziger Jahren. Im Fernsehen der Normalen läuft die Serie *Love Connection. Zu* Männern, alle weiß, alle Mittelschicht, alle zwischen *25* und *30,* wählt ein Publikum eine ebensolche Frau aus. Im *Trump Tower,* dem architektonischen Tempel des Augenblicks, läuft Wasser sinnleer die Wände herunter. In einer Zone, *Analysts' Row,* praktizieren dreihundert Psychoanalytiker Couch an Couch, Sinn an Sinn. Vielleicht stimmt das doch mit den zehn Jahren.

Wieder in Frankfurt, erzählt mir ein junger Freund, der sich in der Welt auskennt, daß die einzige bleibende Errungenschaft, die Weihnachtsbaumschnürmaschine, die mich für einige Sekunden beinahe fasziniert hat, daß es die im Abendland auch schon gibt. Dann werde ich zu einer Tagung »Fortschritte der Sexualtherapie« eingeladen. Auf dem Programm: Partnermassage. In der Frankfurter Rundschau stolpere ich über eine Bekanntschaftsannonce: »Sportl. Coupé, Erstzul. 12/53, 1,90m lang, an hübsche in schmale Sitze passende Fahrerin mit Niveau zw. 22 u. 29 J. für 80 Pf. umständeh. sofort abzugeben. Ein Blick unter die Motorhaube verspricht Treue, Reisefreudigkeit u. Unternehmungsgeist. Parke z. B. gerne vor einem Restaurant, einem Kino oder der Taunus-Therme in Bad Hombg«. Also, bis auf die Taunus-Therme, die man in ganz New York City vergeblich sucht, sitzen wir im gleichen, wenn auch nicht im selben Boot. Die Verstofflichung schreitet überall voran.

Konkret-Sexualität 1985, S 60

Ingrid Klein

Die Tagung

Erfahren Sie bei einem Treffen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung alles, was Sie schon immer Über Sex wissen wollten. Ingrid Klein wurde eingeschmuggelt und erstattet Ihnen einen Bericht zur Lage

Meinen Mitmenschen fehlt die sittliche Reife. jeder, der von meinem berufsmäßigen Umgang mit Sexualforschern hört, reagiert ausgesprochen kindisch. Was ist daran so ungewöhnlich? Andere verkaufen Autos, unterrichten Kinder, schreiben Bücher, züchten Tulpen. Ich sammle Aufsätze über Sexualität. Und deswegen bin ich eingeladen worden zu einer internen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, in der die akademische Avantgarde vereinigt ist. Ich weiß nicht, was es da unentwegt zu kichern gibt.

Die Einladung enthält das Programm, einen Lageplan des Hotels, eine Teilnehmerliste und die Mitteilung, daß »neun Einzelzimmer und siebzehn Doppelzimmer zur Verfügung« stehen. Nanu, das ist doch ... Ein schneller Blick auf die Teilnehmerliste: Das Verhältnis der Damen zu Herren beträgt eins zu drei. Also werden die Herren ihr Einzelzimmer galant den Damen überlassen... Bedenkt man jedoch eine im Laufe der Jahre zunehmende Rücksichtslosigkeit des männlichen Geschlechts, und schließlich geht es hier nicht um einen Sitzplatz in öffentlichen Verkehrsmitteln... Aber, vielleicht sind hauptsächlich Paare eingeladen, nur, von der Hälfte weiß ich definitiv das Gegenteil... Wahrscheinlich ist es nur ein Druckfehler, und überhaupt, was soll ich mir jetzt schon den Kopf zerbrechen, schließlich erfolgt die Verteilung der Zimmer bei Ankunft.

Wie gut, daß meine Mitmenschen den Einladungstext nicht kennen. Ich verdränge meine leise Beunruhigung und fahre nach Frankfurt, wo ich mich mit drei anderen Teilnehmern, einem Soziologen, einem Mediziner und einer Psychoanalytikerin verabredet habe. Zahlenmäßig sind wir nunmehr zwei Paare, in der Realität aber vier potentielle Anwärter auf ein Einzelzimmer. Das kann knapp werden. Unser Quartett hat auf der Reise nach Herleshausen (Grenzübergang zur DDR und Tagungsort) zwei Gesprächsschwerpunkte: Transsexualität, das Referatsthema der mitreisenden Psychoanalytikerin, und die Bettenlage. Die Zimmerverteilung wird prophylaktisch diskutiert. Zum Beispiel: Alter oder Vorstandszugehörigkeit = Einzelzimmer, Mütter oder Schnarcher = Doppelzimmer. Geht nicht. Wer von der Liste kommt überhaupt irgendwie in Frage? Herr A ist schon sechzig, die sind homosexuell, von dem ist bekannt, daß er zu Ohnmachtsanfällen auf dem Klo neigt, und ich besitze nicht einmal einen Schlafanzug. Also, wer sich das ausgedacht hat, ist ein Sadist, das ist klar. Der ergötzt sich seit Wochen an der Vorstellung, daß wir uns genau so den Kopf zerbrechen. Das wird ein Fiasko, denn sämtliche Petitionen, von denen man gehört hat, sind unbeantwortet geblieben. Es bleibt also bei der Verteilung vor Ort.

An der Hotelrezeption steht ein leicht schwitzender Sekretär der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der sich dem Verteilungskampf direkt stellt: »Wir haben da äh, was die Unterbringung angeht, ein kleines Problem ... « Das sehen wir nun überhaupt nicht. Wir sind vier Personen und möchten vier Zimmer. Zugegeben, durch die voraufgegange Härtefall-Diskussion sind wir im Vorteil und geben mit einer gewissen Entschiedenheit eine sich gerade entwickelnde Influenza, ein noch nicht fertiges Referat, das Gastrecht und die Tatsache, dem Jugendherbergsalter entwachsen zu sein, zu Protokoll. Nach knapp zehn Minuten sind wir stolze Besetzer eines Einzelappartements. Es löppt sich allens torecht, sagt der Volksmund. Und so sitzen nachmittags auf der Kaffee-Terrasse entschieden mehr Personen, als Einzelzimmer - es war übrigens kein Druckfehler - zur Verfügung standen, und alle wirken ganz zufrieden. Die Tagung kann beginnen.

Der Präsident begrüßt die Anwesenden und gibt einen Überblick über die Abwesenden und die Programmänderungen:

1. haben die vier Kollegen aus Holland abgesagt,

2. die beiden Referenten zum Thema »Feminismus und Sexualitätskonzepte« und

3. ist der zweite Referent zum einleitenden Thema »Gegenwärtige Zensurproblematik« bisher noch nicht eingetroffen, wird aber minütlich erwartet.

Die Absagen entspannen die Versorgungslage betten-, aber nicht vortragsmäßig. Ein vorgeschlagenes Ersatzreferat wird einstimmig in die Tagesordnung aufgenommen. Ebenfalls einstimmig wird beschlossen, daß der erste Referent mit seinem Vortrag beginnen soll, während gleichzeitig ein Suchtrupp in Person eines geländekundigen Vorstandsmitglieds ausgesandt wird, um im nahegelegenen Dorf nachdem Co-Referenten zu fahnden, der mutterseelenallein im Zonenrandgebiet herumirrend vermutet wird.

Gesagt, getan. Das erste Referat ist gehalten und der Suchtrupp inzwischen zurückgekehrt - allein. Somit ergibt sich eine Lücke, die der uns bereits von der Rezeption her bekannte Sekretär mit einem Gesamtüberblick organisatorischer Natur elegant überbrückt:

Dieses Hotel habe, wie jedes, seine Vor- und seine Nachteile. Letztere seien uns ja bereits teilweise bekannt, erstere, so hoffe er, würden wir noch kennen- und schätzenlernen. Nach Sichtung der eingegangenen Korrespondenz sei das

Planungsgremium nicht mehr so sicher, ob es ihm gelungen sei, einen akzeptablen Kompromiß zu finden. Seinem Kenntnisstand zufolge seien Beschwerden aller Art eingegangen: von der Androhung, sofort abzureisen, wenn kein Einzelzimmer zur Verfügung stünde, über die Erklärung, daß man mit absolut niemandem der eingeladenen Teilnehmer auch nur eine einzige Nacht zusammen verbringen könne, bis zur Drohung, im Falle eines Falles alle Betten des Hotels anzusägen. Außerdem hätten sich einige Bettenwünsche noch im Laufe der vorigen Nacht geändert, kurzum, die Lage sei angespannt, obgleich man schon auf das Bettenpotential des dreißig Minuten entfernt liegenden Dorfgasthauses zurückgegriffen habe, aber wie gesagt, das Hotel habe auch seine Vorzüge, zum Beispiel eine ausgezeichnete Küche.

Der Sektretär beendet seine Ausführungen und - der gesuchte zweite Referent tritt auf. Ansatzweise vorhandene Verkrampfung löst sich auf in Heiterkeit, Erleichterung, zum Teil auch Arger, denn dieser verkündet unbefangen, daß er leider im Urlaub keine Zeit gehabt habe, ein Referat auszuarbeiten, aber gerne mitdiskutieren würde, zum Beispiel über das Thema, das ja eng mit der Zensurproblematik verknüpft sei: Was ist überhaupt Pornografie?

Das Abendessen ist wirklich sehr gut. Man unterhält sich ungezwungen, fragt seine Tischnachbarn beiläufig, wie sie denn untergebracht seien; man macht sich bekannt, hilfreich umsorgt vom Hotelpersonal, das diskret bei jeder Extrabestellung fragt, welche Nummer es notieren dürfe, und auch sonst jeder Situation gewachsen ist, wie folgende Episode verdeutlicht, die spätestens beim Dessert die Runde gemacht hat:

»Guten Abend, mein Name ist Soundso. Ich habe ein Zimmer reservieren lassen.« »Guten Abend, Herr Professor. Herzlich willkommen im Hotel Hohen Haus. Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise? Was Ihr Zimmer betrifft, so haben wir da ein kleines Problem. Es ist nämlich so, ähem, also, ich bitte um Verständnis, aber wir müssen, ähem, mit wem darf ich Sie bitte zusammenlegen? In Frage kommen noch Herr X, Y oder Z.«

Auch dieses Problem ist letztendlich keins. Der Herr Professor, Experte in Sachen »abweichendes Verhalten«, entscheidet sich, nachdem er seine Gesichtszüge wieder unter Kontrolle hat, für Herrn X, der daraufhin abreist. Oder verwechsle ich das jetzt mit Herrn Y? Unwichtig. Wichtig ist, daß ohne Ansehen der Personen und der sich möglicherweise daraus ergebenden Geschlechterspannungen die knappe Ware Zimmer optimal verteilt werden konnte.

Diese gewissermaßen natürliche Professionalität wirkt allgemein antispastisch. Darauf noch ein bis zwei Gläser Wein oder Bier, und, bitte glauben Sie mir, die Frühstücksrunde am nächsten Morgen reicht Fragen nach der wie und mit wem verbrachten Nacht locker zusammen mit dem Milchtöpfchen über den Tisch.

Kein Zweifel: im Mittelpunkt dieser Tagung steht das Bett - was meine unreifen Mitmenschen ja schon vorher wußten, und Jegliche Erklärung der näheren Umstände werden sie mit einem »jaja, schon recht« abtun. Ich lasse meinen Erklärungsnotstand beiseite und konzentriere mich auf die Operationalisierungsprobleme einer Längsschnittuntersuchung zum Thema »Sexualität, Gewalt und die Folgen für das Opfer«.

Der Ernst des Problems (wie kann man statistisch den Unterschied zwischen beischlafähnlicher Handlung und versuchtem Beischlaf, abgekürzt: GV, erfassen?) weicht einer gewissen Heiterkeit, als ein undisziplinierter Zwischenruf, gv-ähnliche Handlung sei quasi die Imitation des GV, ebenso undiszipliniert damit entschuldigt wird, daß Zwischenrufe grundsätzlich möglich sein müssen, schließlich seien wir eine Triebgesellschaft.

Das Gremium verstummt und widmet dem weiteren Verlauf des Vortrags seine Aufmerksamkeit, die erneut außer Kontrolle gerät bei der Erwähnung der sogenannten »Wildwasserfrauen«. Nachdem den anwesenden Herren klargemacht werden konnte, daß es sich bei den »Wildwasserfrauen« nicht um eine neuentdeckte ethnische Gruppe von sexualhistorisch relevanter Bedeutung, sondern um eine Berliner Selbsthilfegruppe von Inzestopfern handelt, die über das gesellschaftliche Tabu Inzest öffentlich reden, wird dem Vortrag nunmehr ohne Unterbrechung gefolgt.

Der abrupte Übergang zum nächsten Themenschwerpunkt »Transsexualität« wird durch die Mittagspause, die je nach Neigung spazierengehender- oder schlafenderweise verbracht wird, und durch eine Tee- respektive Kaffeestunde am Kamin gemildert. Inzwischen geht alles seinen Gang, und die besorgte Nachfrage, wie ich denn die Nacht verbracht hätte, wird von mir unbefangen mit »ausgezeichnet« beantwortet. Das war daneben. Der entsetzte Blick zusammen mit der indignierten Erklärung, dann sei ich die einzige »normale« Person, denn seines, des Fragers Wissen nach, hätten alle furchtbar schlecht geschlafen, verfolgt mich in den Tagungsraum und läßt mich bis zum Ende des ausschließlich der »Transsexualität« (drei Referate, ein Film mit anschließender Diskussion) gewidmeten Tages, nicht in Ruhe, so daß ich bis heute nicht weiß, ob mein Psycho-Schock auf die Referatsinhalte und die Referenten ausschließlich meiner erschreckenden »Normalität« zuzuschreiben ist.

Daß wir im seelischen Zeitalter leben, hat sich bis zu mir rumgesprochen. Insofern hat das geballte therapeutische Vokabular keine Erstschlagswirkung auf mich. Aber Wirkung. Vorgestellt wird etwa zwei Stunden lang die therapeutische Behandlung einer jungen Frau, die im Gegensatz zu ihrer Zwillingsschwester nicht wußte, ob sie Mann oder Frau ist, und die nach zweijähriger, als erfolgreich interpretierter Therapie, relativ zufrieden als Lesbierin lebt.

Während sich die anwesenden Sexualforscher der Frage zuwenden, was denn der vorgetragene Fall mit Transsexualität im allgemeinen und im besonderen zu tun habe, ob es sich um larvierte Depression, abgewehrte Homosexualität, attribuierte Virilisierung oder sonst was handelt, beschäftigen mich dringlichere Probleme: Ich muß unbedingt auf meine pubertierenden Zwillingsnichten achten, meine Schwester ist viel zu nachlässig, außerdem wird es Zeit, mit meiner Freundin, seit Jahren Willi genannt, ein ernsthaftes Gespräch zu führen, und ich kann mich keinesfalls länger vor der Verantwortung drücken, mit meinem Herausgeber über seine achtjährige Tochter, die er immer noch Fritzchen nennt, zu reden.

Nach dem TS-Marathon bin ich der Überzeugung, daß es viele unverschuldete Schicksalsschläge im Leben geben kann, und nicht der geringste ist, an falsche oder überhaupt an Therapeuten zu geraten.

Im Verhältnis zu meiner eigenen Befindlichkeit ist die morgendliche Frühstücksrunde munter, man plaudert gut gelaunt über abendliche Saunaerlebnisse, die mit der Erwähnung des Badekostüms von Herrn B und der Erleichterung, daß man selber Ja Gott sei Dank vorsorglich einen Bikini dabeigehabt habe, angereichert werden. Die Ansicht einer Sexualtherapeutin, daß es hier so locker zuginge wie auf jedem beliebigen Gewerkschaftsseminar, muß ich korrigieren: Gewerkschafter gehen unbekleidet in die Sauna und trinken mehr. Zwei Unterschiede, die sich überprüfen lassen.'

Die Abschlußdiskussion ergibt: eine lebhafte Geschichte liegt hinter und sicher noch vor uns, die Gesellschaft ist grundsätzlich offen für neue Mitglieder und für alle Themen. Zum Beispiel müssen rechtspolitische Fragen stärker erörtert werden, Feminismus-Theorien gehören auf die Tagesordnung, historische Besinnung ist ebenso notwendig wie die Diskussion akuter sexualpolitischer Themen in der Öffentlichkeit.

Alles wird gewissenhaft im Protokoll vermerkt, und während ich noch sinniere, ob ich mich trauen soll, das Thema »Orgasmus, warum?« vorzuschlagen, ist erstens die Tagung beendet und zweitens klar, daß auch mir die sittliche Reife fehlt.

Konkret-Sexualität 1985, S 63

Manfred Herzer

»Am Beischlaf wird aber nicht gespart«

»Hodenmaxe«, wie seine Freunde den Arzt Max Hodann liebevoll nannten, war ein bedeutender Sexualforscher zur Weimarer Zeit. Seine aufklärenden Schriften wurden von den Nazis verbrannt. Hodann flüchtete und starb vergessen als 52jähriger in Schweden. Die Jüngeren kennen, wenn überhaupt, nur das Bild voll düsteren Pathos, mit der junge Peter Weiss den bereits Todkranken in seiner ».Ästhetik des Widerstands« beschreibt.

Wie viele Menschen im heutigen Deutschland sich seiner noch erinnern, weiß ich nicht, denn gerade seine Weggefährten sind durch den Naziterror besonders stark dezimiert worden. Obwohl mich meine eigene politische Entwicklung bald von seinem Kurse trennte, habe ich 'Hodenmaxe' stets einen bevorzugten Platz in meinen Erinnerungen bewahrt.« So resümiert der Dichter Ernst Erich Noth seine Freundschaft mit dem Arzt und Sexualpädagogen Max Hodann. Er gehört zu den wenigen, die sich noch an ihn erinnern, außer Jungen Menschen aus der Weimarer Republik, die sich in Jugendorganisationen der Arbeiterbewegung betätigten.

Die von Hodann verbreiteten Aufklärungs-Broschüren für Kinder und jugendliche tragen Titel wie »Geschlecht und Liebe«, »Bub und Mädel«, »Onanie - weder Krankheit noch Laster« und geben in verständlicher Sprache für wenig Geld Antworten zu den Nöten und Konflikten des damaligen Geschlechtslebens. Diese Aufklärung ergänzt Hodann durch zahllose Vorträge in Jugendgruppen, durch »Hygiene-Unterricht« (unter dieser Bezeichnung erteilt er als Leiter des Gesundheitsamts im Berliner Arbeiterbezirk Reinickendorf Sexualkundeunterricht an Berufsschulen) und durch Beratungssprechstunden und »Frageabende« an Magnus Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft. Die Verbote und Behinderungen durch den Staat sind zahlreich ' seinen »Hygiene-Unterricht« darf Hodann nur kurze Zeit erteilen, und die meisten seiner Schriften werden immer mal wieder verboten, durch einen besonderen Erlaß werden sie sogar aus den öffentlichen Büchereien verbannt.

Als die Nazis, die ihn in ihrer Presse ständig attackiert hatten, 1933 an die Macht kommen, werden Hodanns Schriften verbrannt. Er selbst wird in der Nacht nach dem Reichstagsbrand verhaftet und in ein KZ gesperrt. Nach vier Monaten freigelassen, flüchtet er ins Ausland. Die Nazis begründen seine Ausbürgerung im Juni 1935 aus ihrer Sicht sehr treffend damit, daß Hodann sich »als Verkünder sexualer Irrlehren« betätigt habe, »die auf eine Demoralisation des deutschen Volkes und besonders der deutschen Jugend hinzielten. Besonders volksschädigend wirkten sich seine zahlreichen Vorträge in Stadt und Land gegen den Geburtenzwang sowie sein Einsetzen für die Straffreiheit der Abtreibung aus.«

Nach der Befreiung von der Naziherrschaft und nach Hodanns Tod, er stirbt 52jährig im Dezember 1946 in Stockholm, wird keine seiner Schriften wieder aufgelegt. Die Gründe hierfür liegen nicht nur in dem verbreiteten Bedürfnis nach Verdrängung der brisanten Lehren eines von den Nazis verfemten Sexualwissenschaftlers, obwohl die Prüderie und die Angst vor dem sexuellen Kampf der Jugend im Nachkriegsdeutschland, und zwar im Westen und im Osten, beträchtlich sind. Hodann hat seine Schriften für die unmittelbare Gegenwart geschrieben, sozusagen für den Tageskampf. Darin, in der Wahl der Beispiele, in der Sprache, die die Sprache der proletarischen Jugend der Weimarer Republik ist, liegt die hohe Wirksamkeit seiner Schriften. Gleichzeitig ist das der Grund für ihr relativ schnelles Veralten.

Außerdem fehlt ihnen eine komplexe Theorie der Sexualität, die zum Beispiel die sexualökonomischen Schriften Wilhelm Reichs aus der gleichen Zeit kennzeichnen.

Eine weiterreichende theoretische Bedeutung und Wirksamkeit haben Hodanns Schleiften, die sich pragmatisch an den aktuellen Erfordernissen damaliger sozialistischer Politik und an einer einfachen Moral der Wahrhaftigkeit orientieren, nicht beabsichtigt. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß die meisten Ansichten Hodanns zu den vor 1933 und nach 1945 ungelöst gebliebenen sexualpolitischen Fragen zur Gleichstellung der Geschlechter in Gesellschaft und Familie, zur Frage der Homosexualität, zum Recht auf Abtreibung und zur Sexualpädagogik nach wie vor als unbequem gelten würden, so daß die unterbliebene Neuauflage seiner einschlägigen Schriften auch Ausdruck für die ungebrochene Kontinuität einer konservativen bis reaktionären Sexualpolitik sind.

Erschwerend hinzu kommt, daß Hodann als politisch Heimatloser gilt. Seine Vorstellung vom Sozialismus verhindert eine Zuordnung zu einer der Fraktionen der Arbeiterbewegung. Aus der Wandervogelbewegung kommend, wird er 1918 Mitbegründer eines »Internationalen Jugendbundes«, der an einem antimarxistischen Neukantianismus orientiert innerhalb der SPD für einen etwas nebulösen ethischen Sozialismus kämpfen will. Als er 1925 mitsamt seinem Jugendbund. aus der SPD ausgeschlossen wird, beginnt eine Annäherung an die Kommunistische Partei, die so weit geht, daß er im »Bund der Freunde der Sowjetunion« bald eine führende Rolle spielt, jedoch nie in die KPD eintritt.

Als 1930 sein Buch »Sowjetunion gestern heute morgen« erscheint, in dem er seine zwar nicht negativen, aber auch nicht gerade schwärmerischen Eindrücke von seiner Reise dorthin schildert, ruft das schrille Angriffe auf ihn in der kommunistischen Presse hervor. Faktisch bedeutet das den Bruch der Kommunisten mit Hodann. Seine Freundschaft mit Willi Münzenberg überdauert diesen Bruch. Im Pariser Exil arbeiten beide zusammen an dessen neuer Zeitschrift »Die

Zukunft«, nachdem auch Münzenberg von seiner Partei als Abweichler geächtet worden ist. Hodann, der nach 16 Monaten Sanitätsdienst bei der republikanischen Armee im Spanischen Bürgerkrieg nach Paris gekommen ist, veröffentlicht in Münzenbergs Zeitschrift mehrere Aufsätze über den »spanischen Heldenkampf« gegen die Faschisten, deren Sieg sich zum Ende des Jahres 1938 bereits abzeichnet.

Hodanns Heimatlosigkeit ist nie die splendid isolation eines, der sich heraushält aus dem Fraktionieren und Rivalisieren der großen und kleinen linken Gruppen. Hodann will die Einheit, ohne die für ihn ein Sieg über die Nazimacht undenkbar scheint. Seine Haltung ähnelt der Bertolt Brechts, der sich bei aller Sympathie für die Sowjetunion und die moskautreuen Kommunisten immer davor hütet, Parteimitglied zu werden oder gar in die Sowjetunion zu emigrieren. Er beschränkt sich darauf, von Paris aus an der Redaktion der Moskauer Emigrantenzeitschrift »Das Wort« mitzuarbeiten, in der zu dieser Zeit, 1938, ein langer Aufsatz Hodanns über das Bataillon Ernst Thälmann und dessen Anteil am Kampf gegen die spanischen Faschisten erscheint.

In den genußsüchtigen, immoralistisch-egozentrischen Männern, die Brecht immer wieder in seinen Stücken zeichnet, heißen sie nun Baal oder Puntila oder Galileo, bildet er eine wesentliche Seite seines eigenen, und wie man hinzufügen kann, auch Hodanns Charakter ab. Vielleicht hat dieser hedonistisch-anarchische Wesenszug beide Männer davor bewahrt, in die heftige und asketische Liebe der damaligen Kommunisten zu dem großen Georgier zu verfallen, die später nur oberflächlich als Personenkult kritisiert wird. Das Leiden an den furchtbaren Auswirkungen des Stalinismus gehört zu den wesentlichen Erfahrungen Hodanns im Exil, es ist um so schmerzhafter, als er die Nähe zu den Kommunisten trotz allem nicht aufgibt.

Die Älteren, die Hodann noch persönlich kennengelernt haben, bewahren in ihrem Gedächtnis ein Bild von ihm, das dieses hedonistische und antiautoritäre Moment in seinem Charakter deutlich macht. Der schon zitierte Ernst Erich Noth:

»Er war als Arzt, Redner, Politiker und Schriftsteller ungeheuer in Anspruch genommen, steckte voll unendlicher Arbeitsenergie, kam mit erstaunlich wenig Schlaf aus ('Am Beischlaf wird aber nicht gespart', pflegte er zu scherzen) und war eigentlich immer auf eine geradezu ansteckende Weise gut gelaunt... Er war Nichtraucher und Alkoholgegner und sah es ungern, wenn man sich in dieser Hinsicht seinen ungeschriebenen Hausregeln nicht fügte. Sonst war er durchaus kein Kostverächter; man aß gut und reichlich bei ihm, und er witzelte liebevoll selbstgefällig über das Bäuchlein, das er sich allmählich angemästet hatte.«

Die Jüngeren kennen, wenn überhaupt, nur das Bild voll düsteren Pathos, mit dem Peter Weiss Hodann in seiner »Ästhetik des Widerstands« beschreibt. Auch dieses Bild ist richtig. Den Hintergrund bildet die persönliche Freundschaft des bereits todkranken Hodann mit dem jungen Maler und Dichter Weiss im Stockholmer Exil während des Krieges. Hodanns Berlinerjahre, in denen er zu den Pionieren einer Sexualwissenschaft gehört, die wegen ihrer Parteinahme für sexuell Diskriminierte, für Frauen, Homosexuelle und Minderjährige vom etablierten Wissenschaftsbetrieb ausgeschlossen blieben, erwähnt Weiss nur beiläufig mit einer bemerkenswerten Nachlässigkeit im Detail. Zum Beispiel ernennt er ihn zum »Chef des Instituts für Sexualwissenschaft«, was nie der Fall war.

Umso eindringlicher wird der Emigrant Hodann geschildert, dessen Krankheit und innere Zerrissenheit ihn vielleicht deutlicher als andere die Ohnmacht und verlorene Situation der vor Hitler Geflohenen empfinden lassen. Dem Terror der deutschen Zuchthäuser und Konzentrationslager entkommen, werden er und seinesgleichen trotzdem zu Opfern des Faschismus.

»Das Exil führte nicht zusammen, sondern ließ jeden mit seiner Entwurzelung allein. Bei den meisten war die Zermürbung schon so weit fortgeschritten, daß sie zu einer Gemeinschaft auch kaum mehr fähig waren. Viele waren zwar ansässig geworden in der Stadt, doch das Exil waren sie nicht losgeworden, sie hatten sich damit abgefunden, daß es in dieser Zeit eine Beheimatung nicht mehr gab, daß das Äußerste, was sich erreichen ließ, ein Dach überm Kopf war, ein notdürftiges Auskommen, und sie wußten, daß sie hier bleiben würden. Was hinter ihnen lag, war für immer verloren.«

Dennoch hat sich Hodann nie fatalistisch in ein vermeintliches Schicksal gefügt. Trotz des Berufsverbots, dem er als ausländischer Arzt in Schweden unterliegt, arbeitet er auch hier an dem Konzept einer Sexualreform, wie sie im Berliner Institut von den Forschern um Magnus Hirschfeld entwickelt worden ist. Gemeinsam mit der schwedischen Sexualreformerin Elise Ottesen-Jensen, die er schon von der gemeinsamen Arbeit in der von Hirschfeld gegründeten und nach dessen Tod 1935 wieder aufgelösten »Weltliga für Sexualreform« kennt, beteiligt sich Hodann am Kampf um ein besseres Abtreibungsgesetz in Schweden. Als späten schönen Erfolg seiner Tätigkeit mag er es empfunden haben, daß am 1. Juli 1946 kein neues Abtreibungsgesetz in Kraft tritt, mit dem erstmals eine Art sozialer Indikation für die legale Schwangerschaftsunterbrechung eingeführt wird.

Wenige Wochen nach Hodanns Tod erscheint in der Schweizer sozialdemokratischen Zeitung »Volksrecht« sein letzter Aufsatz, in dem er nicht ohne Stolz über »Schwedens vorbildliche Lösung, Schwangerschaftsunterbrechung aus sozialen Gründen« berichtet.

Anmerkung auf Seite 65:

Nach einem Vortrag, gehalten in der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft, Berlin

Konkret-Sexualität 1985, S 66

Eberhard Hübner

Die Liebe zum Konjunktiv

Am besten wäre es, alles wie Pornographie zu lesen, auf Stellen hin, empfiehlt Eberhard Hübner nach der Lektüre von 1500 fortschrittlichen Seiten übers moderne Liebes- und Geschlechtsleben, unsere Machwerke inklusive.

Über Nekrophilie habe ich gelesen, Pornographie und Peep-Shows (aus der Perspektive sowohl von diesseits als auch von jenseits der Trennscheibe), über Voyeure und Exhibitionisten, Haar-, Schuh- und Nasenfetischisten, ich kann eine »Penishülle mit Teilfutteral« von einem »rectalen Futteral mit Gummikolben« unterscheiden und mir beim Betrachten der Abbildungen sogar vorstellen, was man damit macht, ich weiß, was Sadomasochistinnen so treiben und ob man als Frau eher in der Gruppe oder doch lieber alleine bluten soll; ich bin darüber informiert, was »lebenslustige Barmbekerinnen« von den sexuellen Fähigkeiten der Gastarbeiter halten und umgekehrt; daß die neue Sexualpädagogik auch nicht das Wahre ist, habe ich jetzt so schwarz auf weiß wie die Einsicht, daß in Schwulenpornos »nichts bleibt außer dem Stumpfsinn ewiger Wiederholungen«. Und in all den Furchen, Falten, Warzen und Winkeln des normalen homo- und heterosexuellen Lebens kenne ich mich sowieso aus.

1548 Seiten Sexualität liegen hinter mir: KONKRET-Sonderhefte, »Ästhetik & Kommunikation«, »Emma«, »Courage«, »Freibeuter«, in unzähligen Aufsätzen das gleiche Thema analysierend, definierend, interpretierend oder einfach nur vorführend; Sexualwissenschaftler und Germanisten, Schriftsteller, Journalisten, Juristen und Pädagogen, sie alle haben etwas aus allen möglichen Aspekten zum Sex zu sagen.

Worte, Worte, Worte: warum schreibt man das, warum liest man das? Woher kommt diese Manie, unermüdlich die Sexualität erkennen und formulieren zu wollen, mit Sätzen in ihre letzten Finessen und abwegigsten Exotiken vorzudringen oder zumindest ihre Normalität zum Dauerthema der Reflexion zu machen? Warum muß gerade der Sex, dieses allerempfindlichste Zentrum der Subjektivität, sich einem solchen Belastungstest der unaufhörlichen öffentlichen Diskussionen und Definitionen unterziehen?

»Warum schreibe ich über ein Thema, das mich bisher wenig interessierte, von dem ich mich persönlich kaum betroffen fühle?« beginnt Günter Amendt in SEXUALITÄT KONKRET einen Artikel zur Pädophilie-Diskussion. Er verstehe, so antwortet er, seine »wissenschaftliche und publizistische Arbeit als Beitrag zur Emanzipation von gesellschaftlich verursachten Zwängen und als Hilfe zum Widerstand gegen ein System kollektiver Unterdrückung und individueller Selbstunterdrückung.«

Ich habe keine andere Antwort erwartet. Sie formuliert den mehr oder weniger deutlich ausgedrückten Anspruch der Autoren nicht nur von SEXUALITÄT KONKRET und bietet auch eine Erklärung für die Publikationssucht zum Thema. Über den Sex zu reden ist nämlich fortschrittlich, denn seine Befreiung trägt wesentlich zur Befreiung der Menschen selber bei. Die erste Strategie zur Emanzipation der Sexualität ist dabei immer schon gewesen, sie zur Sprache zu bringen. ja, mit dem Sprechen ist hier Befreiung selber fast schon geleistet, denn die Unterdrückung der Sexualität besteht nicht nur in einem Verbot von Handlungen, sondern - schlimmer - in einem Verbot der Wünsche.

Ich glaube diesem Emanzipationsmodell nicht. Ich glaube eher, daß all diese »wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten« selber dem »System kollektiver Unterdrückung« so ganz fern nicht stehen: Sie reden zu viel über den Sex und reden ihn damit tot.

Inzwischen ist das Mittel zur Emanzipation zum Hindernis geworden. Das ist zum Teil schlicht eine Frage der Quantität: - die Überfülle der Redeweisen über den Sex hat den Anschluß an die Wünsche, denen sie doch zur Sprache verhelfen wollten, längst verloren. Statt dessen ist fast alles, was denkbar ist, über den Sex gesagt worden und wird immer wieder aufs Neue gesagt. Alle Deutungen, in denen der Sex sich verstehen könnte, sind schon da, liegen zu seiner Verfügung bereit. Der Sex, der früher mühsam seine Worte suchte, sieht sich jetzt einer Überproduktion von Formulierungen gegenüber, die alle schon vorgedacht haben, was er vielleicht sagen wollen könnte. Es gibt hier einen Konsumterror der Worte (und die Sexualitäts-Publizistik ist sein Promotor), der mit seinem Angebot an Formulierungen die Nachfrage der noch nicht erkannten Probleme erst schafft. Und wie überall im Bereich der Waren ist auch hier die Frage nach den wirklichen Bedürfnissen schwer zu beantworten.

Die Explosion der Texte über Sexualität betreibt insgeheim ihre Neutralisierung, die Austrocknung der Leidenschaften, indem systematisch das Terrain mit den Ordnungssystemen der Analysen und Erklärungen abgesteckt wird. Wo der gesamte Bereich der Sexualität in die Hand öffentlicher Diskussionen gekommen ist, müssen die sexuellen Wünsche auf ihr Privates und Subversives: auf ihre Erregtheiten gerade dann verzichten, wenn sie auf den Begriff gebracht werden sollen. Die gängigen Formeln über den Sex machen ihn belanglos - oder sich selber. Denn abzusehen ist hier - wie überall - ein Rückzug der Subjektivität aus der Sprache, eine Art semantischer Verzweiflung, die immer dann auftritt, wenn der Sprechende merkt, daß das, was er als seine Besonderheit ausdrücken will, in dem Moment, in dem er es sagt, seine Konturen verliert und Teil des allgemeinen Geschwätzes wird, das sich um den reibungslosen Austausch von Einstellungen

kümmert, aber nicht mehr um ihn. »Von Schulbehörden verwaltet, in Beziehungskisten abgepackt, elektronisch aufbereitet und mit Maschinenöl abgeschmiert wird unsere Sinnlichkeit automatisiert und verramscht«, so charakterisiert das Editorial zum Sammelband von »SEXUALITÄT KONKRET« die Situation. In der Aufzählung hat der, der diesen Zustand beklagt, sich selbst vergessen.

Ich denke, daß dieser Zustand seine eigenen Kompensationen mit sich führt, nämlich das Interesse an den sexuellen Exotismen, den Perversionen, das besonders von der Zeitschrift »Ästhetik & Kommunikation« gepflegt wird. Da werden alle möglichen Bilder und Beschreibungen aus dem Raritätenkabinett der Sexualität vorgeführt, und bezeichnenderweise ist man hier mit den psychologischen Erklärungen nicht so schnell bei der Hand wie sonst. Ich habe den Eindruck, all die Ausdrucksweisen der Fetischisten oder Nekrophilen, die immer den Rand des Wahnsinns zu streifen scheinen, sollen als Bruchstücke einer Leidenschaft präsentiert werden, die sich nicht mehr zusammensetzen lassen. Man versteht das alles nur ungefähr, ahnt nur dies und das, aber gerade deswegen muß die scheinbare Zweck- und Funktionslosigkeit dieser geheimnisvollen Obsessionen der Punkt sein, zu dem sich die Sexualität - in der Lesephantasie wohlgemerkt - vor ihrem ständigen Formuliertwerden flüchtet.

Ich will eine Einschränkung nachschieben: der Umschlag von Ausdruck in Geschwätz in puncto Sex ist höchstwahrscheinlich nur ein Problem des reflektierenden Mittelstandes, der sich an den ideologischen Konjunkturen interessiert zeigt. Es zeichnet sich aus (und das soziologisch zu erklären, ist vielleicht nicht einmal schwer) durch das Bedürfnis nach der Transformation psychischer Probleme in Worte, das heißt, wenn man so will, durch eine gewisse Liebe zum Konjunktiv. Denn die Innerlichkeit in Sprache übersetzen meint, den Zuwachs an Möglichkeiten genießen, den die Formulierungen gegenüber der Wirklichkeit zu bieten haben. Dieser Flirt mit den Deutungsmöglichkeiten der Sexualität (und mögen sie jeweils auch noch so ernst gemeint sein, allein ihre Menge desavouiert jede einzelne, und ihre Konkurrenz wird nicht mit dem Messer ausgetragen) setzt natürlich ihr polymorph-perverses Potential frei, aber eben doch nur in der Möglichkeitsform, um den Preis des eigentlichen sexuellen Reizes, der Verbindlichkeit der Lust.

»Kann eine Frau Feministin sein und Sadistin?« steht am Anfang der Redaktionsvorbemerkung zu einer Artikelreihe über weiblichen Sadomasochismus im »Emma«-Sonderheft über Sexualität, und die Frage wird sofort noch einmal wiederholt: »Kann eine Frau Feministin sein und Masochistin?« Beide Fragen haben mich verblüfft. Man kann sie ja ernsthaft nur stellen, wenn man voraussetzt, daß sexuelle Verhaltensweisen dem Bereich der Überzeugungen, Einstellungen, Gesinnungen zugehören; nur dann läßt sich ein Widerspruch oder eine Übereinstimmung zwischen etwa Feminismus und Sadismus überhaupt ausmachen.

Dem vielen Reden über Sex scheint der Unterschied zwischen dem Reden und dem Sex schon verlorengegangen zu sein. Immerhin sind die sexuellen Praktiken, denen man zuneigt, ja nicht Gesinnungstaten, sondern aus allerlei biographischen Fixierungen erwachsen; und das Glück des Sex kann ja nur darin liegen, dieser biographischen, das heißt sehr unklaren individuellen Dynamik freien Lauf zu lassen.

Allein schon die Frage der »Emma«-Redakteurinnen aber will das den einzelnen nicht zugestehen. Und sie formuliert damit indirekt, aber deutlich eine Überzeugung, die fast der gesamten linken Sexualitätsdiskussion zugrunde liegt: Sex ist eine Frage der Ideologie. Es kann richtigen und falschen, will sagen: progressiven und reaktionären Sex geben. Und weil das so ist, wird die gesamte Sexualitätsdiskussion überhaupt erst möglich. Primär geht es ihr nämlich darum, daß der Sex sich legitimieren muß. Er kann sich nicht einfach ausleben, sondern muß sich erst als ideologisch unverdächtig ausweisen.

Solche Legitimationswut führt dann zu den seltsamsten Schnell-Schlüssen vom sexuellen aufs politische Verhalten. »Du lebst als Schwuler, gegen die herrschende Norm, ja, gegen Herrschaft überhaupt. Während die heterosexuellen Männer auch sexuell derzeit im dunklen tappen, haben die Schwulen nicht nur eine kämpferische Hoffnung auf ihre bürgerliche Emanzipation, sondern auch ein sexuelles Utopia«, schreibt etwa Ulf Preuss-Lausitz in »Ästhetik & Kommunikation«. Und gegenüber die gleiche Denkfigur: »In einer Gesellschaft, in der diese Heterosexualität 'normal' ist, kann die Selbstdefinition von Frauen »ich bin heterosexuell« nicht ohne weiteres akzeptiert werden, da diese Definition eine aufgezwungene ist, während die Selbstdefinitionen asexuell, bisexuell oder homosexuell eher zu akzeptieren sind, weil sie entgegen dem gesellschaftlichen Druck entstanden sind. Wer sich dem sozialen Zwang entzieht, trägt zur Selbstdefinition bei.« (Eine Autorinnengruppe, wieder in »Ästhetik & Kommunikation«).

Aber auch der gestern noch so geschmähte Narzißmus gehört zur Avantgarde der Sexualität: »Wer sich selbst liebt«, so Jorg Bopp in SEXUALITÄT KONKRET, »schert sich nicht um Priester, Potentaten und Patriarchen; er ist abweisend gegenüber den Beteuerungen verschlagener Propagandisten.«

Der Gedanke allerdings hält hier mit den Alliterationen nicht Schritt. Denn es liegt in all den Zitaten eine sehr seltsame Dialektik der Befreiung. Es werden da Bereiche eingegrenzt, die von der umfassenden Unfreiheit der Gesellschaft offenbar weniger betroffen sind als andere, per se die Utopie oder zumindest ihren Vorschein repräsentieren.

Ich wüßte aber doch gerne, wie denn wohl eine gesellschaftliche Macht zu denken ist, die vor denen, die ein bestimmtes Sexualverhalten praktizieren, haltmacht, ausgerechnet sie mit ihren Deformationen weitgehend verschont. Als ob die

Freiheit in den Schablonen bestimmter sexueller Vorlieben steckte. Zumindest auf der Ebene des Verhaltens und der Innerlichkeit, um die es hier ja geht, ist der Versuch, Freiheit inhaltlich zu fixieren, ein Widerspruch in sich selbst. Denn man setzt einen Standard dessen, was man tun muß, um diesen Status der Freiheit zu erlangen, und begründet damit all die Zwänge, Lügen und Heucheleien, die die Unfreiheit ausmachen.

Es geht in solchen Denkmustern weniger um emanzipatorisches Denken als um Selbstreinigung, um Distanzierung vom Bösen. Für sich die Utopie in Anspruch nehmen, heißt nämlich: sich selber für exterritorial erklären, sein inneres Reich der Freiheit und moralischen Reinlichkeit zusammenschustern, das man den anderen nicht zugesteht. Es geht um Abgrenzungen im allgemeinen Wertekrieg; und die Seitenhiebe auf die sexuell anderen, die noch im Sumpf der Entfremdungen waten, sind ja in den ersten beiden Zitaten nicht zu überlesen und machen einen großen Teil der Polemiken der Sexualitätspublizistik aus.

Schlimmer als solche inhaltlichen Fragen ist der Hang zur politischen Legitimation des sexuellen Verhaltens selber. Mir kommt es so vor, als hätte sich hier unter der Hand eine geheime Diskriminierung des Sex eingeschlichen, die darin besteht, daß der Sex selber offenbar zu gering ist, als daß er einfach so akzeptiert werden könnte. Er braucht seine ideologischen Überhöhungen, seine Nähe zum Weltgeist, um bestehen zu können. Über die seelischen Wunden, die sich in der Unfähigkeit ausdrücken, die Lust in ihrer Alltäglichkeit einfach anzuerkennen, will ich hier nicht weiter reden. Mein Problem ist die Legitimationsüberlastung, die in solchem Denken steckt.

Nicht genug damit, daß ich bei jedem Griff zum Deo an die Ozonschicht in der Atmosphäre denken muß, nun soll ich mit meinem Sexualleben auch noch geschichtsphilosophische Verantwortung tragen. Natürlich: im Sex liegt ein Glücksversprechen, das verraten würde, bliebe es nur auf den Sex beschränkt. Es aber dingfest zu machen, es gar an ein sexuelles Verhalten zu knüpfen, heißt, es auszuradieren, das Moment des Sich-Selbst-Überschreitens, das in allen Formen des Sex, auch in den deformiertesten, enthalten ist, mit der Frage nach Wahrheit und Falschheit niederzudrücken. Seine politische Erfüllung findet der Sex in der Erinnerung an sein Glück, die sich als politische Kritik äußert und nicht als Politisierung des Sexualverhaltens.

In diesem Klima der wuchernden Legitimationsbedürfnisse ist man nicht erstaunt, wenn man - zuweilen in neuer Verkleidung - die alte Sexualmoral wiedertrifft. Von Teilen der Frauenbewegung ist das ja schon hinlänglich bekannt. »In der feministischen Sexualität wird das Menschsein jeder der Liebenden nicht verneint oder herabgewürdigt, sondern bestätigt«, heißt es etwa in »Emma«, oder: »An die Stelle von Beherrschung und Unterwerfung tritt ein erotisches Wechselspiel von Geben und Nehmen, ein Austausch, in dem jede der Partnerinnen abwechselnd bestimmend und empfangend sein kann.«

Das sind Sätze, die in einem bayrischen Sexualkundebuch nicht auffallen würden. War der Sex früher nur in der Ehe gut und dann - liberalisiert - unter der Bedingung, daß man sich liebt, so heute nur, wenn »der komplexe menschliche Beziehungsaspekt gegenüber dem sexuellen Ausleben in den Vordergrund« tritt (Peter Gorsen in SEXUALITAT KONKRET. Das Asoziale soll dem Sexualtrieb genommen, er soll wohnzimmerfähig gemacht werden. Hatte die christliche Morallehre, die den Trieb als Sünde definierte, noch wenigstens ein Bewußtsein von seiner Asozialität, weswegen sie ihn zu unterdrücken empfahl, so wird hier der Trieb selber als die Kraft freundlichster Mitmenschlichkeit gedacht. innerhalb der allgemeinen Tendenz zur Sozialintegration der Sexualität ist das ein gewaltiger Schritt.

Ähnlich fromm geben sich all die Artikel, die sich mit den neuen Sünden befassen, die die linke Sex-Diskussion geortet hat: all die sexuellen Verhaltensweisen, die im Zusammenhang mit dem Kommerz auftreten: Peep-Shows, Puffs und Pornos. Gisela Elsner, SEXUALITÄT KONKRET: »Die Auswahl an Herrenmagazinen, die man hierzulande erwerben kann, ist keineswegs gering. Wer sich jedoch davon eine gewisse Vielfältigkeit verspricht, wird enttäuscht: Allesamt publizieren sie in öder Gleichförmigkeit Fotoserien von nackten oder nahezu nackten Mädchen.«

Wer hätte das gedacht? Ich erinnere mich, die Formel von der öden Gleichförmigkeit der Lust schon in dem Aufklärungsbuch vorgesetzt bekommen zu haben, das ich als junge las. Nur ging es da nicht um Pornos, sondern um Sex vor der Ehe. Der Vorwurf bleibt, nur der Gegenstand ändert sich mit den Moden.

Die Heftigkeit, mit der vor allem SEXUALITÄT KONKRET mit den alten Mustern über den kommerzialisierten Wichser-Sex herfällt, als gäbe es nichts Schlimmeres, zeigt, daß die Moral sich von ihren Feinden nährt. Die Vorstellung vom guten und menschenfreundlichen Sex kann als Postulat erst stark werden, wenn sie den schlechten und inhumanen identifiziert und verdammt hat. Die schriftstellerische Verachtung für die Hochglanzhefte und die Onanierkabinen auf der Reeperbahn scheint mir die Wut auf den Teil der Sexualität auszudrücken, der in seinem Hang zu Mechanik und Beziehungslosigkeit sich seiner Humanisierung permanent widersetzt und sich bei vielen, je artikulierter und anspruchsvoller die Lüste werden, immer mehr auf die Einsamkeit vor den bunten Bildern zurückgezogen hat.

Das moralische Erschrecken der Autoren ist da zuweilen groß. »Gelacht wird hier nicht«, schreibt Norbert Klugmann, als hätte er es anders erwartet, über eine Peep-Show. »Hier wird gearbeitet und abgeleistet. Man sieht den Gesichtern an, daß sie nicht zu ihrem Vergnügen hier sind. Sie stehen in einem Schlammbad ranzigen Spermas.« Sex soll eben Spaß machen,

etwa den, den Hermann L. Gremliza hat, als er für KONKRET die Live-Show besucht: »Da liegt dann ein baumlanger Afrikaner mit dicken Stammesschmuck-Narben auf der Brust rücklings auf der Werkbank, krault sich das krause Haar und blickt starr zur Decke, während eine bleiche Wandsbekerin lustlos an seinem erigierten Glied herumlutscht. Drumherum, in den Kabinen mit dem Sehschlitz geschieht, was man französisch faire l'amour avec un Kleenex nennt. Abends um zehn stinkt's hier wie im Kaninchenstall.«

So kann man exakt um den Sex drumherumschreiben. Was die Leute in die Peep-Shows treibt, welche Gefühle da auf ihre Kosten kommen und welche nicht - ich weiß nicht, ob man darüber schreiben Muß, aber darin liegt doch alleine das Sexuelle der Sache - das wird alles hinter der Ironie des vorgeblich Unbeteiligten verborgen. Ich finde es verdächtig, wie oft gerade an den peinlichen Seiten des Sexuellen in all den Heften die Autoren ihre Begabung zur Komik loslassen müssen. Ich will da nicht spekulieren. Die flotte Schreibe übertüncht hier aber nur eine stinknormale Allerweltsmoral, die direkt rauszulassen in diesem Ambiente natürlich unfein wäre: man eifert nicht mehr gegen den Sex, den man nicht versteht, sondern macht sich über ihn lustig und stellt so flugs, allein durch den Tonfall, die Aufteilung in normal und abwegig wieder her.

Das Neue an diesem linken Moralisieren ist allerdings, daß die Sünde nun nicht mehr vom Teufel, sondern von der schlechten Gesellschaft kommt. Gunter Schmidt über Pornographie: »Heute, bei einer auf maximalen Verbrauch angewiesenen Wirtschaft ist Pornotopia eine Metapher auf den perfekten, also: sofortigen, permanenten, wahllosen Konsum. Wäre es mit allen Bedürfnissen so wie in der Pornografie mit dem sexuellen Verlangen, wir wären im Paradies der Warenverkäufer.« Und Adolf Ernst Meyer: »Die Pornographie wirbt für eine Vielfalt sexueller Paarungs- (und Selbstbefriedigungs-) Möglichkeiten - als würden sie für einen Markenartikel um Markenanteile kämpfen. So entpuppt sich Porno als Ventil für Repressionen und reale Frustrationen der Sexualität, als Märchen für Onanisten, als Opium für Impotente.«

»Enteignung der Phantasie«, »platte Motorik der Vollzüge«, »freudloser Hedonismus«: die Formeln lassen sich endlos fortsetzen, denn es geht hier immerhin um ein zentrales Motiv der linken Sexualitätsdebatten. Das schon zitierte KONKRET-Editorial faßt es so zusammen: »Unser Sexualleben ist falsch, weil das Leben, das wir leben, falsch ist. Einen dialektischen Trost haben die Sexualforscher aber zu bieten: Die Lust, die wir haben, kommt aus der Entfremdung.«

Von Trost kann keine Rede sein. Die alte Moral machte mich zum Sünder oder zum Schwein, die neue zum Sexualfall. Das Repertoire der psychologischen und soziologischen Begriffe wird nämlich nicht etwa dann herangezogen, wenn es darum geht, die Kurven des alltäglichen Liebeslebens nachzuzeichnen (obwohl doch die gesellschaftlichen Kräfte überall und nicht nur in den offensichtlichen Deformationen wirken), sondern fast ausschließlich dann, wenn es um die neuen Sünden geht, eben um Peep und Porno und den verachteten Kleinbürgersex. Hinter den neuen Vokabeln versteckt sich also nur die alte Verdammung, allerdings mit anderen Implikationen. Das sexuelle Verhalten wird nun nicht mehr mit Verboten umstellt, gegen die man immerhin seine Selbstbehauptung aktivieren könnte, sondern als defizitäre Form eines Triebglücks verstanden, dessen Position man wie selbstverständlich bezieht, weil sich nur von hier aus die Defizite als solche überhaupt feststellen lassen.

Das macht die neue Moral so schwer erträglich: sie tritt uns mit der Freundlichkeit von Krankenschwestern gegenüber, die immer schon besser wissen, was für uns gut ist, als wir selber. Die Verbotsmoral war im besten Falle als fremde Macht zu identifizieren, gegen die man sich wehren mußte, die ~>Entfremdungs-Moral« urteilt von den eigenen besseren Möglichkeiten aus, die sie erkannt zu haben vorgibt, und nimmt einem damit die Waffen zur Verteidigung aus der Hand. Denn gegen die Ideale einer umfassenden sexuellen Selbstverwirklichung ist deshalb so schwer anzugehen, weil man sich zu seiner eigenen schlechten Wirklichkeit zu bekennen, sie als die seine zu akzeptieren hätte. Ich sehe in der neuen Moral der Psychologen und Soziologen eine Tendenz zum moralischen Terror, weil sie immer schon im Namen des eigentlichen Subjekts spricht und es damit dem realen Subjekt fast unmöglich macht, noch eine Instanz zu finden, in deren Namen zu sprechen es selber legitimiert wäre. So wird hier Selbstentfremdung nicht nur konstatiert, sondern auch vorangetrieben.

Es gibt Bemühungen, dem zu entgehen. Ich glaube, daß die Sonderhefte der »Ästhetik & Kommunikation«-Redaktion als Antwort auf die eher politisierende Denkweise von SEXUALITÄT KONKRET gedacht waren. Überdruß am Jargon sollte, so vermute ich, zu neuen und unverbrauchten Schreibweisen über Sexualität führen. Schon allein der Titel des letzten Bands setzt andere Akzente: »Der sexuelle Körper«, Subjekt und Objekt des Begehrens, wird hier herausgehoben aus dem Bereich der Sexualität, die ja immer schon die psychische oder gesellschaftliche Vermittlung zwischen beiden meint.

Man will hier also Sichtweisen finden, die die Automatismen des Polit-Vokabulars durchbrechen und eher das Subversive und Unintegrierte der Sexualität zur Sprache bringen oder seinen Verlust beklagen. Gedacht wird gegen die Ordnungen der Gesellschaft wie gegen die der eingeschliffenen Sätze. Da ist viel vom ganz Anderen der Sexualität die Rede, von Negation und Überschreitung, von Entgrenzung und Durchbrechung.

Kurz: die Tendenz geht hier dahin, Sexualität als eine Art anarchisches Stück Begierde zu betrachten, das allerdings um sein Überleben zu kämpfen hat. Eine solche Perspektive bringt die Schwierigkeit mit sich, daß immer eher das beschrieben

werden kann, was Sexualität nicht ist, als das, was sie ist. Die Alltagswelt der Sexualität und ihre Probleme fallen so ganz von selbst aus dem Blickwinkel dieser Hefte heraus; Sexualität verflüchtigt sich zum quasi philosophischen Prinzip, von dem aus der Weg zurück zu den Beziehungen und Verhaltensweisen schwer fällt.

Ähnlich anspruchsvoll gibt sich auch das Sexualitäts-Sonderheft von »Courage«. Es enthält fast ausschließlich *poetische Texte,* auch hier mit dem Ziel, dem funktionalisierenden Sprechen über Sex das Utopisch-Ferne entgegenzusetzen. Eine Poesie ist das allerdings, die, voll von der Betulichkeit der magischen Worte und geheimnisvollen Empfindungen das Interessante ihres lyrischen Stils zur Substanz der Sache macht, auf die er blickt. Das ist nur eine neue Variante der Verwechslung des Sex mit dem Reden über ihn, des Versuchs, sich von seinen ordinären Seiten durch die Veredelungen des empfindsamen Sprechens zu trennen. Auch hier wird die Sexualität aus ihren biographischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen isoliert, und damit wird ihr aufs Neue ein fester Platz zugewiesen, eben nur in den höheren Regionen, was die Schreibweise doch gerade vermeiden wollte

Dietmar Kamper schreibt in einem der Sonderhefte von »Ästhetik & Kommunikation« über etwas, was er die »Referenzlosigkeit des sexuellen Aktes« nennt: »Wie aus dem Pornographieboom des letzten Jahrzehnts ersichtlich, kann man ihn nicht spielen, ohne ihn zu machen. Alle Versuche der Reserve oder der Simulation mußten schließlich aufgegeben werden: Fiktion und Wirklichkeit sind hier nicht zu trennen.« Ich glaube, der Gedanke läßt sich ohne großen Verlust auf das Schreiben über Sex übertragen: man kann von ihm nicht schreiben oder lesen, ohne in ihn auf die eine oder andere Weise involviert zu sein. Die meisten veröffentlichten Artikel gestehen sich das nicht ein. Sie schreiben aus der Ferne des Gutgemeinten, versuchen so, den Sex von der Subjektivität ganz abzukoppeln und ihn zu einer Sache zu machen, der man mit Positionen und Haltungen zu begegnen hat. Das ist das Schicksal der Sexualität, seit es diesen Begriff gibt.

Wenn aber das Reden über den Sex immer auch schon sein Ausdruck ist, dann müßte es diese Tatsache auch zugeben. Oder - um mit dem vielbeschimpften Gernot Gailer zu reden: »Über Sexualität kann und darf man nur in der ersten Person schreiben.«

Daraus will ich nicht die Forderung nach Erfahrungsberichten ableiten, die in aller Regel sowieso nur zeigen, wie eintönig das ist, was die einzelnen als ihre ureigenste Subjektivität empfinden. Ich wünsche mir nicht einmal unbedingt einen Verzicht auf das Sozio-Psycho-Vokabular, sondern nur eine andere Perspektive. Sex ist immer der Sex derer, die ihn machen; was er bedeutet und was er ist, läßt sich nur aus ihrer Sichtweise verstehen. Nur von hier aus läßt sich die besondere Relation von Glücksverlangen und Verwirklichung bestimmen, die die Struktur des Redens über Sex ausmachen muß.

Wie eine solche Redeweise möglich ist, weiß ich nicht, daß sie sich schriftlich äußern kann, bezweifle ich. Vielleicht findet aber ein solches Reden sowieso schon lange statt in all den nicht dokumentierbaren Gesprächen der Menschen, denen die Legitimationsbedürfnisse der Sex-Diskussionen ganz egal sind. Statt dessen benutzen sie deren publizistischen Produkte allenfalls als eine Art Reservoir von Formulierungen, in dem sich manchmal etwas finden läßt, was sie brauchen können, wenn sie meinen, etwas sagen zu müssen. Man kann das alles am sinnvollsten lesen wie ein pornographisches Buch: auf Stellen hin, an denen Funken überspringen.

Konkret-Sexualität 1985, S 72

Ulrich Clement

Sex aus einer Dimension

Vorjahren klagten zehn Frauen gegen den »Stern«, weil er auf seinen Titelbildern Frauen als »bloße Sexualobjekte« darstellen würde. Heute sagen sich Herr Winter und die plastic girls durchgängig auf dem Titel gute Nacht. Wie dort die Sinnlichkeit eindimensional entsteht und zugleich verschwindet, analysiert Ulrich Clement

Das Schönste am »Stern« ist die Farbe. Die löst im Kaufzentrum des menschlichen Gehirns einen Reflex für drei Mark fünfzig aus. Man langt hin, und hinterher hätte man es vorher besser wissen sollen. Der »Stern« erregt Schaulus. Das tut er perfekt - seine Fotografen sind Meister ihrer Kunst. Und der »Stern« verkauft sich mit Sex. Das tut er doppelbödig und verlogen. Er benutzt, vor allem durch seine Titelbilder, ständig Sex und bringt zu Sexualthemen miserable Texte.

Ein Beispiel: Auf dem Titelbild des »Stern« 28/1984 blickt ein attraktiver nackter Mann nachdenklich an sich herunter. Titel: »Impotenz. Jeder achte Mann versagt im Bett. Für die meisten gibt es Hilfe.« Bereits der erste Satz ist erfunden. Jeder achte Mann - das sind knapp vier Millionen bundesdeutsche Männer. Es gibt keine sexualwissenschaftliche Untersuchung, die zu solch hohen Zahlen kommt. Aber der Autor hat erstmal ein Schrecksignal gesetzt: jeder achte - da kann es einen schnell erwischen.

Wie man gleich erfährt, gibt es aber »durchaus Hilfe«. Nach ein paar bemühten Bemerkungen zu der Frage, ob Impotenz seelisch oder körperlich verursacht sei, kommt der Autor zur Sache. Sehr aufgeschlossen berichtet er über die Möglichkeit von Opiat-Injektionen in die Penis-Schwellkörper, die zu Erektionen führen, eine obskure diagnostische Methode, deren therapeutischer Wert mehr als fraglich ist, nicht nur aus der Sicht des Psychologen. Es kann dabei zu einem Priapismus kommen, das heißt zu einer schmerzhaften Dauererektion, was der Autor ganz nebenbei erwähnt. Überhaupt sind diese Injektionen nur wenige Male wirksam, verlieren später ihren Effekt.

Leider, sieht er nun ein, reicht dieses faszinierende Mittel nicht. Man muß also psychotherapeutisch vorgehen. Nun schiebt der Schreiber freundlich inkompetent Psychotherapie-Floskeln ein mit ein paar unverstandenen Bemerkungen über die Paartherapie von Master & Johnson, als Alibi, um dann jubelnd über Sexualchirurgie zu berichten. jetzt erfährt der Leser alles in liebevoller Detailliertheit über Arterienoperationen und vor allem über Penisprothesen.

Geradezu lustvoll breitet der Autor die Feinheiten der verschiedenen Penisprothesen aus. Durch Fotos betont, sind diese Details dann auch die Botschaft des Artikels, die eingestreuten Einwände gegen diese Form der Psychochirurgie wirken nicht sehr ernst gemeint, so daß der Leser sie als beiläufig nehmen muß, vor allem, wenn der Autor die Kritik so formuliert:

»Die Statistik zeigt, daß immer noch fast jede fünfte Prothese Männern eingesetzt wird, die nur an der Seele leiden.« Was er eigentlich meint, läßt sich umrechnen. In über 80 Prozent ist die Penisprothese zu Recht eingesetzt worden. Bravo. Und der Schlußabsatz gibt einem vollends den Rest: »Beratungsgespräche sind bei Impotenten das Wichtigste. Vor einer Operation, nach einem Eingriff, nach schweren Krankheiten, die die Leistungsfähigkeit des Körpers herabgesetzt haben. Viele Patienten lernen dann, daß ihre Schwäche meist im Kopf anfängt und immer nur dort enden kann. Meist kommt die Einsicht sehr schnell: Kein Glied kann so hart sein wie das Leben.«

Wenn die Schwäche dieses Artikels im Kopfe des Autors anfinge und immer nur dort enden würde, wäre ein solcher Artikel nur schlecht. Er ist aber ärgerlich und schädlich, weil er die betroffenen Patienten, an die er sich ja maßgeblich richtet, in die Irre führt: Psychotherapie ist eine Wischi-Waschi-Aufmunterung, Penismechanik ist das Wichtigste. Denn davon scheint der Autor etwas zu verstehen. Seelische Zusammenhänge ironisiert er mit scherzhaften Anspielungen, die das Leiden der Impotenten ins Lächerliche ziehen, und die zutiefst peinlich sind.

Die Illustrierte, die in Bild und Text das leichte Leben zur Nachricht macht, die in St. Tropez, in Bordellen, im Showbusiness zu Hause ist, muß den schmerzlichen Aspekt der Sinnlichkeit abwehren. Er würde die Funktion des sexualliberalkonformen »Stern« als Werbeträger gefährden. Eine Warenkultur braucht solche Medien als Träger, die Genuß und Leidenschaft eindimensional machen. Der »Stern« trägt. Und deshalb muß er Witze über Impotenz machen.

Eine Nummer davor (»Stern« 27/1984) wird Sexualität in ähnlicher Form begradigt. »Wie bastle ich mir einen Orgasmus?« - fragt die Heimwerkautorin. Sie kritisiert die Therapie der US-Amerikanerin Lonnie Barbach, die sie im Sommer 1984 bei ihrer BRD-Tournee beobachtet hatte. Statt nun, was einen guten Bericht hergeben könnte, Barbachs US-amerikanisch-optimistisches Therapievergnügen von der Sache her zu kritisieren, bleibt die Autorin in einer süffisanten Häme stecken: Hat doch Frau Barbach gar nicht den neuesten Trend mitbekommen, daß Masturbationsübungen (ein wesentlicher Teil ihrer Therapie) out sind, wie das der Meinungsführer »Time« schreibt. Sie müßte doch wissen, daß jetzt ISD (inhibited sexual desire)-Probleme, also sexuelle Lustlosigkeit, Mode sind. Und das dämliche deutsche Publikum merkt es gar nicht. Sitzen diese Frauen doch da mit ihren lächerlichen Orgasmusschwierigkeiten und hören sich veraltete Botschaften an. Die Autorin

kapiert nicht einen Funken der Problematik, die hinter Orgasmusstörungen steht. Statt dieses Problem ernst zu nehmen, werden die Frauen verhöhnt als eine Schar von Hysterikerinnen, die nicht up to date ist.

Dieser Zynismus hat Methode. Aus beiden Texten kommt eine doppelte Botschaft. Es gibt ein Problem, ein Ereignis, über das sich zu berichten lohnt. Das ist ihre informative Funktion. Gleichzeitig spielen die Artikel unter der Hand auf Stereotype und Vorurteile beim Leser an und geben ihnen Nahrung. In beiden Artikeln verbünden sich die Autoren augenzwinkernd mit dem verächtlichen Mehrheitsstereotyp: Impotente Männer sind Schlappschwänze, orgasmusgestörte Frauen sind hysterische Hühner, beide nicht ganz ernstzunehmen. In dieser abschätzigen projektiven Abwehr von Schwäche liegt ein Schlüssel zum Verständnis des Gebrauchswertes von Sexualität im »Stern«. Er produziert eindimensionale Sexualität.

Ihr Problemaspekt stört und wird deshalb karikiert oder so todlangweilig präsentiert wie in der Serie »Der ungeliebte Mann«. Übrig bleibt der lustige fröhliche positive Sex: Der schlanke halbnackte oder nackte Frauenkörper auf dem Titel trägt einen Fotoapparat (Hinweis auf das Foto-Journal), ein Schiff (Hinweis auf Reisen und Kreuzfahrten), Jeans (über die im Heft berichtet wird), die Pille usw.. Sinnbildlicher als mit diesen Titeln, auf denen eine Frau ein Produkt trägt, läßt sich die Funktion der Frau als Werbe-Träger nicht mehr ausdrücken. Whatever the product sex sells.

Und der verkaufend verkaufte Sex des »Stern« ist farbig. Er ist nur farbig, sonst nichts, denn er zielt auf das Auge und den Kaufreflex und ist von Signalen an niedere Beweggründe gereinigt. Die »Stern«-Titel, aber auch die regelmäßigen dolce-vita-Reportagen, sind eine eigenartige Kompromißbildung aus Sexismus und dem schlechten Gewissen darüber. Diese Mischung ist »Stern«-spezifisch, sie gibt es bei »Quick«, »Neue Revue«, »Praline« usw. deshalb nicht, weil die dortigen Sexisten sich nicht mit dem Anspruch eines kritisch aufgeklärten Journalismus herumschlagen müssen, den man bei manchen »Stern«-Beiträgen immer noch spürt.

Dieser Kompromiß findet seinen waren ästhetischen Ausdruck in dem Typ Frau, der auf dem Titel die Ware trägt: geschichtslos, makellos, witzlos. Er spielt kaum noch auf sexuelle Reaktionen an, ist entschärft, zum plastic-girl ästhetisiert, unfaßbar, hygienisch. Als 1978 zehn Frauen, darunter Alice Schwarzer, Inge Meysel, Margarete Mitscherlich, Luise Rinser, Erika Pluhar, den »Stern« verklagten, sie beleidigt zu haben, weil er Frauen als »bloße Sexualobjekte« darstelle, hatten sie eine vergleichsweise sinnliche und personifizierte Vorstellung von der Anmutung solcher »Stern«-Titel auf den männlichen Leser.

Durch die Titelseiten würde - so die Anklageschrift damals - »beim männlichen Betrachter der Eindruck erweckt.... der Mann könne über die Frauen beliebig verfügen und sie beherrschen.

Diese sexistische Animierwirkung, die die Klägerinnen damals unterstellten, erscheint angesichts der Warenästhetik der plastic girls auf den »Stern«-Titeln wie die These aus einer früheren Zeit, in der die Frauenunterdrückung noch von Hand gemacht wurde: Mann (Subjekt) unterdrückt Frau (Objekt).

Die Titel seien dazu geeignet, »geilen Herren eine Freude zu machen«, meinte Inge Meysel damals. Die Titel machen aber etwas anderes. Sie geben als Verpackung ein Versprechen, das regelmäßig enttäuscht und wöchentlich neu gegeben wird. Ein Versprechen auf das, was »drin« ist - an Substanz im »Stern«, an Sinnlichkeit in der Frau, die drauf ist. Das eine durch das andere. Das Versprechen läuft über einen asexuellen Augenreiz; es verziert die Substanz des »Stern«, eine Substanz, die offenbar so austauschbar ist, daß Flugzeugentführungen, Pillenprobleme, Fernweh und Deutsches Rotes Kreuz mit derselben Bildbotschaft illustriert werden können.

Die Klammer ist das farbige Versprechen der Titel. Und hin und wieder, wenn man zwischen den käuflichen Dingen einmal tatsächlich einen interessanten Bericht entdeckt, hat man vorher auf jeden Fall den perlklaren Sekt, die metallblauen Autos und die cremerosa Beauty Lotion gesehen, um die es ja eigentlich geht. Das Schönste am »Stern« ist die Farbe.

Konkret-Sexualität 1985, S 74

Jean Baudrillard

Die Rituale der Durchsichtigkeit

Es geht heute nicht mehr darum, einen Körper zu haben, sondern an ihn, an den Sex, an das eigene Verlangen angeschlossen zu sein. Wir möchten gerne unsere ganzen Gedankenläufe durchsichtig vor uns haben.

Der Junge, der mit seinem Walkman auf seinem Skate-Board dahingleitet, der Intellektuelle, der an seinem Word-processor arbeitet, der Rapper aus der Bronx, der im Roxy oder anderswo begeistert herumwirbelt, der Jogger, der Bodybuilder: fiberall dieselbe weiße Einsamkeit, überall dieselbe narzißtische Abspiegelung, ob sie nun die Körper oder die geistigen Fähigkeiten betrifft.

Überall ist die Vortäuschung des Körpers außergewöhnlich prägnant. Er ist das einzige Objekt, auf das es sich zu konzentrieren lohnt, und zwar überhaupt nicht als Quelle der Lust oder des Sexes, sondern als Objekt grenzenloser Sorge und Besorgung, heimgesucht vom Gedanken der Gegen-Performanz, Zeichen und Antizipation des Todes, dem keiner einen anderen Sinn zu geben versteht als den seiner unbedingten Verhütung. Der Körper wird gehätschelt in der perversen Gewißheit seiner Nutzlosigkeit, in der totalen Gewißheit seiner Nicht-Wiederauferstehung. Der Genuß, die Lust aber sind eine Auferstehung des Körpers, etwas, wodurch der Körper dieses hormonale, vaskuläre und zwanghafte diätetische Gleichgewicht hinter sich läßt, in das man ihn einschließen will, diesen Exorzismus der Form und der Hygiene. Man muß den Körper die Wollust als Gnade des Augenblicks vergessen lassen, seine mögliche Metamorphose in andere Wesen oder andere Erscheinungen, man muß ihn in den Dienst der Erhaltung einer utopischen und in jedem Fall schon verlorenen Jugend stellen. Denn der Körper, der sich die Frage seiner Existenz stellt, ist bereits zur Hälfte tot, und sein aktueller Kult, halbyogahaft, halb ekstatisch, hat mit Totengräberei zu tun. Die Pflege, die man ihm noch im Leben angedeihen läßt, nimmt die Schminke der »funeral homes« vorweg - diese Leichen mit jenem besonderen Lächeln, das mit dem Tod verbunden ist.

Denn in dieser Konnexion steckt die ganze Sache. Es geht nicht darum, ein Körper zu sein oder gar einen zu haben, sondern an seinen Körper angeschlossen zu werden. Angeschlossen an den Sex, angeschlossen an sein eigenes Verlangen. Verbunden mit den eigenen Funktionen wie mit Energiedifferentialen oder Videobildschirmen. Angeschlossener Hedonismus: der Körper bildet ein Szenario, dessen hygienistischer und kurioser Trauergesang in den zahllosen Studios der Rekulturation, der Muskelbildung, der Stimulation und Simulation erklingt, die eine asexuelle kollektive Zwangsvorstellung beschreiben.

Worauf die andere Zwangsvorstellung antwortet: die, an sein eigenes Hirn angeschlossen zu sein. Was die Leute auf dem Bildschirm ihres Word-processors oder ihres Computers betrachten oder zu betrachten glauben, ist die Operation ihres eigenen Hirns. Man versucht heute nicht mehr, in der Leber oder in den Innereien und auch nicht im Herzen oder im Blick zu lesen, sondern ganz einfach im Hirn, dessen Milliarden Verbindungen man sichtbar zu machen und deren Entwicklung wie in einem Videogame man beizuwohnen versucht. Dieser ganze zerebrale und elektronische Snobismus hat eine große Gespreiztheit - weit davon entfernt, das Zeichen einer höheren Anthropologie zu sein, ist er nur das Zeichen einer vereinfachten Anthropologie, die auf ihren oberen Auswuchs am Ende des Rückenmarks reduziert ist. Doch bitte keine Angst: All dies ist im Grunde weniger wissenschaftlich und funktionell, als man denken könnte. Alles, was uns fasziniert, ist das Spektakel des Hirns und seines Funktionierens. Wir möchten gerne unsere ganzen Gedankenabläufe durchsichtig vor uns haben - das ist aber ein Aberglaube, der Aberglaube der Transparenz.

Im Roxy beherrscht die schalldichte Bar die Tanzfläche so, wie die Bildschirme eine Flugleitstelle beherrschen oder wie die Technikerkabine das Fernseh- oder Radiostudio überragt. Und der Saal selbst ist ein fluoreszierendes Milieu mit punktuellen Ausleuchtungen, stroboskopischen Wirkungen, von Lichtbündeln gefegten Tänzern - den gleichen Wirkungen wie ein Bildschirm. *Und jeder ist sich dessen bewußt.* Keine Dramaturgie des Körpers, keine Performanz kann sich heute einem Kontrollbildschirm widersetzen - nicht um sich zu sehen oder sich zu reflektieren, etwa mit der Distanz und der Magie des Spiegels, nein: als augenblickliche Spiegelung ohne Tiefe. Überall dient das Video nur dazu: Bildschirm ekstatischer Abweisung, der nichts mehr von einem Bild hat, von einer Szene oder von der traditionellen Theatralität, der überhaupt nicht dazu dient, zu spielen oder sich zu betrachten, sondern der - einer Gruppe, einer Aktion, einem Ereignis, einer Lust - stets dazu dienen wird, *an sich selbst angeschlossen zu werden.* Ohne diesen kreisförmigen Anschluß, ohne dieses kurze und augenblickliche Netz, das ein Hirn, ein Objekt, ein Ereignis, einen Diskurs schaltet, wenn sie sich an sich selbst anschließen, ohne dieses immerwährende Video hat heutzutage nichts mehr Sinn. Das Video-Stadium hat das Spiegel-Stadium ersetzt.

Es geht also nicht mehr um den Narzißmus, und man ist im Unrecht, wenn man diesen Begriff mißbraucht, um diese Wirkung zu beschreiben. Es handelt sich gerade nicht um ein narzißtisches Imaginäres, das sich um das Video oder die Stereokultur herum entwickelt, sondern um eine überstürzte selbstreferentielle Wirkung - es geht nicht um eine narzißtische Sphäre mit all ihren Tiefenwirkungen, es handelt sich um einen Kurzschluß, der unmittelbar dasselbe mit demselben

verbindet, dieses an sich selbst anschließt und folglich zugleich seine Intensität auf der Oberfläche und seine Bedeutungslosigkeit in der Tiefe unterstreicht. Ungeheure Induktion - Konduktion und Produktion.

Es ist ein Spezialeffekt unserer Zeit. Derart ist auch die Ekstase des Polaroid: Fast gleichzeitig hält es das Objekt und sein Bild fest, als ob es diese alte Physik oder Metaphysik des Lichtes endlich verwirklichte, daß jedes Objekt Doubles, Cliches seiner selbst ausscheidet, die wir durch den Blick auffangen. Das ist ein Traum. Es ist die optische Materialisierung eines magischen Prozesses. Das Polaroidfoto ist wie ein vom realen Objekt abgezogenes ekstatisches Häutchen.

Vielleicht verspüren wir nur deshalb das Bedürfnis, uns unablässig im Video wiederzusehen, weil wir derart bestürzt oder unsicher sind zu existieren. Diese Unsicherheit, zu existieren, und daher auch die Zwangsvorstellung, den Beweis unserer Existenz, der Objektivität unserer Existenz liefern zu müssen und diesen Beweis gerade auch am Körper zu machen, gilt heute mehr für uns als das eigentlich sexuelle Wissen und Verlangen. Wenn die Sexualität grundlegend ein Ins-Spiel-bringen der eigenen Identität ist und ein Versuch, sie zu verlieren (bis hin zur Tatsache, Kinder zu machen), dann sind wir genau genommen nicht mehr in der Lage, uns dem noch zu widmen, weil es uns schon genug Anstrengung kostet, unsere eigene Identität zu erreichen und auszuweisen, um die Energie zu finden, darüber hinauszustreben. Was uns vor allem wichtig ist, ist der Beweis unserer Existenz, selbst wenn sie keinen anderen Sinn hat als eben den.

Eben das kann man in den neuesten Graffiti von New York oder von Rio wie auch in ihrer Entwicklung beobachten. Die vorausgehende Generation der Graffiti sagte: »Ich existiere, hier ist mein Name, ich heiße soundso«. Sie hatten noch einen, wenn auch fast allegorischen, Sinngehalt: den des Namens. Die neuesten, rein grafischen sagen nichts mehr, sie sind undechiffrierbar. Sie sagen immerhin implizit: »Ich existiere«, doch zugleich sagen sie: »Ich habe keinen Namen, ich habe keinen Sinn. Ich will nichts sagen«. So lautet der Zwang zu sprechen, wenn man nichts mehr zu sagen hat. Ich würde sogar sagen, daß der Zwang zu sprechen um so dringender wird, als man nichts mehr zu sagen hat, wie es um so dringender zu existieren wird, sobald das Leben keinen Sinn mehr hat. Somit findet sich die Sexualität auf eine zweite Ebene verschoben, als eine bereits luxuriöse Form der Transzendenz, der Verschwendung von Existenz, wo doch die für uns gegebene absolute Dringlichkeit einfach darin besteht, unsere Existenz zu beweisen, zu verifizieren.

Eine Szene bezüglich dieses Zwangsprozesses der Verifikation kommt mir in Erinnerung, die einer hyperrealistischen Ausstellung im Centre Pompidou. Es gibt da Statuen, das heißt, es sind genau genommen keine Skulpturen, es sind Mannequins, vollkommen realistisch, fleischfarben, ganz nackt und in einer Position, die weder provokant noch pornografisch ist, ohne jede Zweideutigkeit, banal Die Augenblicksaufnahme eines Körpers, der nichts sagen will und der nichts zu sagen hat, der ganz einfach da ist und so beim Zuschauer eine Art Bestürzung hervorruft.

Die Reaktion der Leute war interessant: sie haben sich vorgebeugt, um irgendetwas zu sehen, die Körnung der Haut, die Schamhaare, alles, doch es gab nichts zu sehen. Einige wollten sogar anfassen, um die Wirklichkeit dieses Körpers auf die Probe zu stellen, aber natürlich lief das nicht, weil alles schon da war. Das täuschte selbst das Auge nicht. Wenn das Auge getäuscht wird, macht es dem Urteil Spaß zu erraten, wie es getäuscht wurde, und selbst wenn man uns nicht zu täuschen versucht, gibt es immer eine Art Rätsel - in der ästhetischen und taktilen Lust, die eine Form uns verschafft.

Hier ist nichts, außer der außerordentlichen Technik, mit der der Künstler alle Signale des Rätsels - auszulöschen versteht. Es bleibt nicht einmal der Schatten einer Illusion hinter der Wahrhaftigkeit der Schamhaare. Nichts mehr zu sehen: eben aus diesem Grunde beugen die Leute sich vor, nähern sich und beschnüffeln diese kadaverische Hyperähnlichkeit, gespenstisch in ihrer Gemütlichkeit, halluzinierend in ihrer Plattheit. Sie beugen sich vor, um diese bestürzende Sache zu verifizieren: ein Bild, in dem es nichts zu sehen gibt.

Darin besteht die Obszönität: in der Tatsache, daß es nichts zu sehen gibt. Sie ist nicht sexuell, sie wurzelt im Feld des Wirklichen selbst. - Der Betrachter beugt sich nicht aus sexueller Neugier vor, sondern um die Textur der Haut, die unendliche Textur des Wirklichen zu verifizieren. Vielleicht ist dies heute unser wahrhaftiger sexueller Akt: die nutzlose Objektivität der Dinge bis zum Schwindel verifizieren.

In den meisten Fällen hat heute unsere erotische und pornografische Bilderwelt, dieses ganze publizitäre Waffenarsenal an Brüsten, Arschbacken, Geschlechtern, die Zurschaustellung des nackten Körpers und des sexuellen Körpers, keinen anderen Sinn als diesen: nicht das ständige Ansprechen eines Verlangens, sondern die Repräsentation der nutzlosen Objektivität der Dinge (wo doch Verführung, der Charme im allgemeinen überall eine Herausforderung an die nutzlose Objektivität der Dinge ist). In der Werbung und anderswo dient das Sexuelle, die Nacktheit nur noch als Spezialeffekt, als Glaubwürdigkeitswirkung, ein verzweifelter Versuch, die Existenz irgendeiner Sache heraufzubeschwören oder zu unterstreichen. *Das Sexuelle ist nur noch ein Ritual der Transparenz.* Das Sexuelle, das man verbergen mußte als ein Zuviel an Wirklichkeit, dient heute paradoxerweise nur noch dazu, das Wenige an Wahrheit, das Wenige an Realität, das noch übrig bleibt, zu maskieren - und es partizipiert seinerseits natürlich auch an dieser fleischlosen Leidenschaft.

Doch woraus entsteht für uns die Faszination dieser erotischen oder pornografischen Bilder? Sicherlich nicht aus der Verführung. Im eigentlichen Sinn betrachten wir sie nämlich gar nicht. Damit es Blicke gibt, bedarf es eines Objekts, das sich verhüllt und enthüllt, das in jedem Augenblick verschwindet; daher gibt es im Blick eine Art Oszillation. Diese

nackten Bilder hingegen führen nicht zu einem Spiel des Auftauchens und Verschwindens. Der Körper ist bereits vorhanden, wie die anderen Objekte, ohne auch nur den Funken einer möglichen Abwesenheit, im Zustand radikaler Desillusion, gerade dem Zustand der reinen Gegenwart. In einem echten Bild - sind manche Teile sichtbar und andere nicht, die sichtbaren Teile machen die anderen unsichtbar, es stellt sich eine Art Rhythmus des Gezeigten und des Geheimen ein, eine vom Imaginären gezogene Trennungslinie. Während hier alles die gleiche Sichtbarkeit aufweist, alles denselben tiefenlosen Raum aufteilt. Und die Faszination kommt genau aus dieser Desinkarnation, es ist die Ästhetik der Desinkarnation, von der Octavio Paz spricht. Die Faszination ist diese desinkarnierte Leidenschaft eines objektlosen Blicks, eines bildlosen Blicks. Längst haben all unsere Medienspektakel, eingeschlossen die des Körpers, eingeschlossen die des Sexes, die Mauer der Bestürzung überschritten. Die einer gläsernen Übersteigerung des Körpers, einer gläsernen Übersteigerung des Sexes, einer leeren Szene, in der sich nichts mehr ereignet und wo der Blick doch überfüllt ist. Und das nicht nur mit der sexuellen Szene, auch mit der Szene der Information oder der Politik: nichts findet statt und dennoch sind wir übersättigt.

Wünschen wir diese Faszination? Verlangen wir nach dieser Form der reinen Gegenwart, verlangen wir nach dieser pornografischen Objektivität der Welt? Wie kann man es wissen? Ohne Zweifel gibt es ein kollektives Taumeln, eine gemeinsame Flucht nach vorn in die Obszönität einer reinen und leeren Form, in der sich gleichzeitig die Maßlosigkeit des Sexuellen und seine Disqualifikation, das Maßlose des Sichtbaren und seine Entwertung abspielen. Denn diese Faszination, die eine Art Magie des Verschwindens darstellt, ist in den pornografischen Bildern ebenso wie in der modernen Kunst vorzufinden, deren geheimes Ziel, deren Zwangsvorstellung buchstäblich ist, nicht mehr betrachtbar zu sein, jede Verführung des Blicks zu verunmöglichen. Die moderne Kunst ist überhaupt keine Kunst der Verführung mehr, ebensowenig wie die moderne Sexualität.

Andererseits aber führen diese Obszönität und die Gleichgültigkeit, die sie charakterisiert, nicht unbedingt auf einen toten Punkt. Gelegentlich können sie wieder zu kollektiven Werten, zu Fluchtwerten werden; um sie herum bilden sich neue Rituale, die Rituale der Transparenz heraus. Übrigens spielen wir *nur die Komödie* der Obszönität, die Komödie der Sexualität, so wie andere Gesellschaften sich die Komödie der Ideologie vorspielen oder wie die italienische Gesellschaft zum Beispiel sich die Komödie der Verwirrung und des Terrorismus vorspielt. In der Werbung wird die Komödie des entkleideten weiblichen und »prostituierten« Körpers gespielt (daher die Naivität des Protestes gegen diese »Prostitution des weiblichen Körpers« und das Lächerliche jeder ernsthaften tugendhaften Unterdrückung). Sexuelle Befreiung, allgegenwärtige Pornografie, eingeschlossen die der Information, der Partizipation, des freien Ausdrucks - wenn all das wahr wäre, es wäre nicht auszuhalten. Wenn all das wahr wäre, befänden wir uns wahrlich in der Obszönität, das heißt in der nackten, primären, ungekünstelten Wahrheit, dem wahnsinnigen Anspruch der Dinge, ihre Wahrheit auszudrücken. Glücklicherweise sind wir nicht an diesem Punkt, denn auf dem Höhepunkt der Dinge, im Augenblick, in dem sie sich verifizieren wollen, kehren sie sich immer um, und diese ironische Umkehrbarkeit sichert ihr Geheimnis.

Vom Sex wüßte niemand zu sagen, ob er nun befreit worden ist oder nicht, wüßte niemand zu sagen, ob der Anteil sexueller Wollust vergrößert wurde oder nicht. In der Sexualität wie in der Kunst ist die Idee des Fortschritts absurd. Im Gegenteil gehören die Obszönität wie ebenso die Durchsichtigkeit zur Ordnung des Fortschritts. Und sie schreiten unaufhörlich fort, gerade weil sie nicht mehr zur Ordnung des sexuellen Verlangens gehören, sondern zu der der Frenesie des Bildes. Das unablässige Ansprechen und die Gier nach Bildern wachsen maßlos. *Sie sind unser wirkliches Sexualobjekt geworden,* das Objekt unseres Verlangens. Und genau in dieser Substitution, in dieser Konfusion (des Verlangens und seines im Bild materialisierten Äquivalents - und nicht nur des sexuellen Verlangens, sondern des Verlangens zu wissen und seines in der »Information« materialisierten Äquivalents, des Verlangens des Traums und seines in allen Disneylands der Welt materialisierten Äquivalents, des Raumverlangens und seines in den programmierten Ferienreisen materialisierten Äquivalents, des Spielverlangens und seines in der privaten Telematik programmierten Äquivalents etc.) besteht die Obszönität unserer Kultur. Genau in dieser Promiskuität und dieser Allgegenwart der Bilder, in dieser viralen Ansteckung der Dinge durch die Bilder, genau in dieser Wucherung besteht unsere Obszönität.

Da gibt es keine Grenzen mehr, denn die Bilder, im Gegensatz zu den Tieren, über die eine Art innerer Regel der Reproduktion wacht, die Bilder sind durch nichts vor einer solchen unbegrenzten Wucherung geschützt, weil gerade sie sich nicht auf sexuelle Weise zeugen, sie kennen weder den Sex noch den Tod; und vielleicht aus diesem Grunde beherrschen sie uns in dieser Zeit des Rückgangs des Sexes und des Todes. Wir träumen vielleicht in ihrem Medium von der Unsterblichkeit der Protozoen, die sich bis ins Unendliche durch reine Verdopplung vermehren und nurmehr eine asexuelle Verkettung kennen.

In die Rituale der Transparenz muß man auch die Anhäufung von Prothesen und die Schutzumgebung einbeziehen, die die biologischen und natürlichen Verteidigungen des Körpers ersetzen. Wir sind alle Brutkasten-Kinder, wie jenes, das letzthin in Amerika verstorben ist: in seinem Brutkasten lebend, im Taucheranzug, den die NASA bereitstellte, umgeben vom ganzen medizinischen Staff, durch den künstlichen Immunraum vor allen Ansteckungen bewahrt, das Kind, das von seiner Mutter durch die Glasöffnungen mit ihren Plastikmanschetten hindurch umarmt wird und das in seiner extraterrestrischen Atmosphäre lacht und wächst, unter den Augen der Wissenschaft (es ist der experimentelle Bruder des Wolfskindes, des

wilden Kindes, das die Wölfe in Obhut nahmen - heute sind es die Computer, die das mangelhafte Ersatzkind in Obhut nehmen). Dieses Brutkasten-Kind ist die Vorwegnahme der Zukunft, der vollkommenen Aseptik, der Tilgung aller Keime, biologische Form der Transparenz. Es ist das Symbol der Existenz im Vakuum, die bisher jene der Bakterien und der Partikel in den Laboratorien war, die jetzt aber mehr und mehr auch zu der unsrigen wird: im Vakuum gepreßt wie die Schallplatten, im Vakuum konserviert wie Tiefkühlkostprodukte, im luftleeren Raum sterbend wie die Opfer therapeutischer Verbissenheit. Im Vakuum denkend und reflektierend, wie es allenthalben die künstliche Intelligenz verdeutlicht.

Die zunehmende Zerebralität der Maschinen muß normalerweise die technologische Reinigung der Körper mit sich bringen. Der menschliche Körper wird immer weniger auf seine Anti-Körper zählen können, er muß also mehr und mehr von außen her geschützt werden. Die künstliche Reinigung aller Milieus, aller Umgebungen ersetzt die unzureichenden inneren immunologischen Systeme. Und wenn sie unzureichend sind, dann kommt es zu einer unumkehrbaren Tendenz, Fortschritt genannt, der dem Körper und dem menschlichen Geist seine eigenen Initiativsysteme und Verteidigungssysteme nimmt, um sie auf technische Kunstgebilde zu übertragen. Von seinen Verteidigungen enteignet, wird der Mensch durch die Wissenschaft ganz besonders verwundbar. Von seinen Phantasmen enteignet, wird er durch die Überzahl künstlicher Bilder so besonders verwundbar.

Es ist also nicht unvernünftig zu sagen, daß die Auslöschung der Menschen mit der Auslöschung der Keime beginnt. Denn der Mensch, so wie er ist, mit seinen Launen, seinen Leidenschaften, mit seinem Lachen und seinem Sex, mit seinen Ausscheidungen ist selbst nur ein schmutziger kleiner irrationaler Virus, der das Universum der Transparenz stört. Wenn alles gesäubert sein wird, wenn man mit den Virenprozessen, mit jeder sozialen oder bazillenähnlichen Ansteckung fertig ist, dann bleibt nurmehr der Virus der Traurigkeit in einem Universum der Sauberkeit und tödlicher Gekünsteltheit.

Das Denken, das auf seine Weise auch ein Netz von Anti-Körpern und ein System immunologischer Verteidigung ist, wird nun auch seinerseits von Schwächung zerfressen. Hoffentlich wird es progressiv durch den zerebro-spinalen Brutkasten ersetzt und von jedem animalischen oder metaphysischen Reflex befreit. Unser Hirn und unser Körper sind schon zu diesem Brutkasten geworden, zu dieser gereinigten Sphäre, zu dieser durchsichtigen Hülle, in deren Inneres wir uns entwaffnet und überbeschützt retten, wie dieses unbekannte Kind, dessen Schicksal die artizifielle Immunität und die ewige Transfusion ist und das sterben muß, sobald seine Mutter es küssen wird.

Darin besteht heute unser Schicksal: jedem seinen Brutkasten, seine experimentelle Mikrowelt. Wir können, ganz wie im geografischen Raum, sobald er die Grenzen des Planeten erreicht hat und bis zum Letzten ausgebeutet wurde, nur noch immer schneller im Kreis zirkulieren und in einen von nun an umschriebenen Raum implodieren, der sich in Funktion unserer wachsenden Mobilität jeden Tag mehr zusammenzieht (sei es auch die Mobilität des Flugzeugs oder der Medien) bis zu einem Punkt, an dem alle Reisen bereits stattgefunden haben und wo alle Gelüste der Zerstreuung, der Ausschweifung, der Verschiebung sich in einem einzigen fixen Punkt konzentrieren, in einer Unbeweglichkeit, die keine Nicht-Bewegung mehr ist, sondern im Gegenteil eine der potentiellen Allgegenwärtigkeit, die einer absoluten Beweglichkeit, die ihren eigenen Raum annulliert, indem sie ihn einfach unaufhörlich und mühelos durchläuft - am Ende bewegen wir uns nur noch auf der Stelle, vor unseren Bildschirmen, in Ekstase, in Erstarrung, wozu sollen wir uns noch rühren, nur die Naiven der Geografie träumen davon, die Welt zu entdecken. Die Sphäre wird wiederum zu einem Punkt, der seine eigenen Dimensionen aufsaugt; das ist das Ende der Reise, es ist das Ende des Raumes.

Ebenso ist die Transzendenz in tausend Fragmente zersprungen, die wie die Scherben eines Spiegels sind, in denen nur noch verstohlen unser Gesicht, unser Bild sich reflektiert, gerade noch, bevor es verschwindet. Wie in den Fragmenten eines Hologramms umfaßt jede Scherbe das vollständige Universum. Man braucht sich nur darin zu betrachten: Die Implosion ist total. *Die Implosion ist diese Qualität des fraktalen Objekts, sich vollständig noch im geringsten Detail Wiederzufinden, anstatt sich in einer Ganzheit zu transzendieren, die es übersteigt.* In diesem Sinn können wir heute von einem *fraktalen Subjekt* sprechen, einem Subjekt, das, anstatt sich in einer Totalität oder einer Finalität zu projizieren, sich in eine Vielheit miniaturisierter Egos auflöst, die alle einander ähneln, das sich auf embryonale Weise in den Dimensionen der Umgebung durch Teilungsvermehrung bis ins Unendliche anfüllt.

Ganz wie das fraktale Objekt ähnelt das fraktale Subjekt (das wir alle heute virtuell sind) Zug für Zug seinen elementaren Bestandteilen und zielt nicht mehr auf eine sublime Ähnlichkeit, auf eine transzendente Identifikation; es träumt nur noch davon jedem seiner elementaren Bestandteile gleich zu sein; sein Traun wendet sich sozusagen nach unten, diesseits jeder Repräsentation, der kleinsten molekularen Brechung seiner selbst, um endlich seinen eigenen Raum durch Vermehrung derselben mikroskopischen Cliches seiner selbst anzufüllen - es träumt nicht mehr von seinem Gesicht, nicht mehr von seinem Bild, es träumt nur noch von einer genetischen Formel einer unendlichen Reproduktion. Unheimliches fraktales Subjekt.

Für das Individuum bestand bis vor kurzem die Gefahr darin, sich in der Masse zu verlieren und allen anderen zu ähneln. Doch heute ist es nicht mehr so beschaffen, die Angst vor dem Anonymat und der Konformität, die Zwangsvorstellung der Differenz und die Angst vor dem Anderen prägen und quälen uns nicht so sehr wie die Ähnlichkeit mit sich selbst (was uns

ja schließlich von der Angst vor der Ähnlichkeit mit anderen befreit) - das heißt: sich selbst überall wiederzufinden, vervielfacht, unserer eigenen Formel treu zu sein. Überall der gleiche Film, wir gleiten über alle Bildschirme gleichzeitig. Die Ähnlichkeit ist keine Ähnlichkeit *mit der Außenwelt* mehr, es ist eine unendliche Ähnlichkeit mit sich selbst, sobald er sich in seine einfachen Elemente auflöst. Die Schicksalhaftigkeit, d. h. für jeden von uns die Möglichkeit, sich zu verlieren, besteht heute im inneren Zerspringen des Identischen, in der »narzißtischen« Treue zu seiner eigenen Formel. Die Entfremdung ist die der vielen Clonen, Hologramme, der kleinen gleichförmigen Ichs... Die Implosion ist total.

Wenn jeder sich so in einem hyperpotentiellen Punkt zusammenzieht, wird der ganze Rest zur Wüste. Virtuell existieren die anderen nicht mehr. Eine Vorstellung davon ist unmöglich und zudem auch unnütz - wie die des Raums, wenn man die Möglichkeit hat, ihn beliebig zu durchqueren. Sich die Antipoden, die Südländer und all das vorzustellen, was uns mit ihnen verbindet oder von innen trennt, ist unnütz und unmöglich, sobald einen das Flugzeug in zwanzig Stunden dorthin bringt. Sich die anderen vorzustellen, ist unnütz, seitdem die »Kommunikation« sie uns unmittelbar vergegenwärtigt. Die Vorstellung der Zeit, ihrer Dauer und ihrer Komplexität wird nutzlos, seitdem jedes Vorhaben, jede Entscheidung seiner unmittelbaren Durchführung bevorsteht. Früher war die Imagination unmöglich - sagen wir für einen Primitiven oder einen Bauern die Imagination eines jenseits seines Heimatraums, weil es nicht die geringste Chance einer Konfrontation mit dem Wirklichen gab; der Horizont war physisch und geistig unüberschreitbar. Heute ist die Imagination unmöglich, weil alle Horizonte überschritten worden sind, weil wir im voraus mit allen Wirklichkeiten konfrontiert werden und weil uns nur noch übrigbleibt, uns vor einer zu gewaltigen und wegen ihrer unbegrenzten Spannweite ganz und gar unmenschlichen Erfahrung zurückzuziehen.

Diesen Rückzug kennen wir bereits, es ist der des »narzißtisch« genannten Subjekts jenes, für das der Horizont des Anderen, der sexuelle und soziale Horizont der Anderen verschwunden ist, jenes, dessen geistiger Horizont sich auf die Manipulation seiner Bilder und seiner Bildschirme verengt hat. Damit hat es alles, was es braucht. Warum wollen wir, daß es sich auch noch mit Sex und mit Verlangen beunruhigt? Die sexuelle Indifferenz entsteht im Rahmen der Netze, sie entsteht aus den vielen Verbindungen und der Geschwindigkeit der Kreisläufe. Sie ist der wüstenähnlichen Form des Raumes analog, der von der Geschwindigkeit erzeugt wird, oder der wüstenähnlichen Form des Sozialen, die, von der Kommunikation und der Information erzeugt, entsteht.

Fraktale Vervielfachung des Körpers (des Sexes, des Objekts, des Verlangens): wir sehen ihn ganz nah vor uns (eben wie in dem hyperrealistischen Beispiel des Centre Pompidou), so nah, bis es ganz genau nur noch die homothetische Körnung der Haut gibt. Von nahem betrachtet ähneln sich alle Körper, alle Gewebe. Unser sexuelles Verlangen richtet sich heute auf diese Körnung, dieses molekulare Relief, auf dieses ephemere Häutchen, das genauso ist wie das numerische, fraktale oder televisuelle Bild: die Großaufnahme eines Gesichts ist ebenso erotisch und obszön wie die eines Geschlechts. Sie ist ein Geschlecht. jedes Bild, jede Form, jedes von nahem betrachtete Körperteil ist ein Geschlecht. Die Promiskuität des Details wird sexuell, die Vergrößerung. des Zooms nimmt sexuellen Wert an. Die Übertriebenheit jeden Details zieht uns an wie ein Abgrund.

Oder auch die Verzweigung, die serielle Vervielfachung desselben Details ins Unendliche. Im Gegensatz zur extremen Distanz der Verführung gibt es die extreme Promiskuität der Pornografie. Unsere Obszönität ist fotografisch, cinematografisch: Sie zerlegt die Körper in ihre geringsten Elemente, die Gesten in ihre geringsten Bewegungen. Und unser Verlangen heute bezieht sich auf diese neuen kinetischen, numerischen, artiefiziellen, synthetischen, fraktalen Bilder, weil sie alle von größerer Nähe und minimaler Definition sind, als Bilder sind sie weniger reich, weniger komplex, metaphorisch könnte man sagen, daß sie asexuell geworden sind; aber wir suchen nicht mehr nach Definition, nicht mehr nach Deutung und Bedeutung dieser Bilder, wir suchen den Taumel ihrer Oberflächlichkeit, ihrer Künstlichkeit, der Künstlichkeit ihres Details, wir wollen uns in die Intimität ihrer Technik einfügen. Unser wahres Verlangen ist das nach ihrer technischen Artefizialität und nach nichts anderem.

Genauso verhält es sich mit dem Körper und dem Sex. Wir suchen (ich spreche hier von heutigen sexuellen Modellen) die Verwertung der Details in der sexuellen Aktivität wie auf einem Bildschirm oder unter einem Mikroskop die Details einer chemischen oder biologischen Operation. Wir suchen die Vervielfachung der sexuellen Details, die Diversifikation des Verlangens in Partialobjekten, der Genuß wird in der technischen Spitzfindigkeit des sexuellen Körpers bestehen. Man könnte mit diesem von der Technik spektakularisierten Körper von Ablenkung im Pascalschen Sinn des Wortes sprechen. So, wie ihn die sexuelle Befreiung in sich selbst verwandelt, ist der Körper nur noch eine zerteilte vervielfachte Oberfläche, eine vielseitige Gestaltung erogener Einzelheiten, eine Mikroskopie des Verlangens, eine Wucherung des Sexuellen - wo der Körper in seiner menschlichen Dimension, in seiner Endlichkeit, in seiner Wunschvorstellung, in seiner Verführung sich verflüchtigt. Wo der Körper und der Sex in der Vergrößerung, in ihrer Befreiung ihre Bestimmung verlieren.

Den Ritualen der Durchsichtigkeit würde ich die Rituale der Grausamkeit und der Verführung entgegenstellen. Nehmen wir den Buto-Tanz. Diese zusammengekauerten Körper, halbaffenartig, halbreptilienartig, immer flach am Boden, gespannt durch eine wilde Energie, geschmeidige, unmenschliche, kannibalische Körper - keineswegs die naturalistische Plastik abendländischer Körper, sondern maskierte Körper, sich schlängelnde, bogenbildende, die weißen Augen, die tragische

Obszönität der Affen, doch mit der perlmuttfarbenen Weiße der Körper (nur der menschliche Körper ist nackt, die Tiere sind es niemals, sie können also dem menschlichen Körper nur als Masken oder als Metaphern dienen).

Diese larvenhaften Körper, verzerrte, elektrische, unbewegliche, immer im Zustand mentaler Elektrokution, wie Artaud sagte, diese Körper, in denen die Glieder einander suchen, die wie listige Formen zwischen den Salzsäulen leuchten - es ist die List dieser verzerrten, zusammengekauerten Nacktheit, den Raum um sich herum zusammenzuziehen, zum Lachen zu bringen und ihn besser noch als die extensiven Körper des abendländischen Tanzes zu erschüttern (das Schweigen ist auch eine Form der Nacktheit, eine nackte und zusammengekauerte Form der Rede, eine weiße und perlmuttfarbene Form, die das Gehör anzieht, wie die glatten, perlmuttfarbenen und konvulsivischen Körper den Raum an sich ziehen anstatt sich auf elegante Weise auszubreiten). Dies ist das Geheimnis der Grausamkeit: Zeichen, die sich verknüpfen anstatt sich auszulösen, und die den Blick am Boden fixieren. Anstatt zu versuchen, einen abstrakten Raum zu erfüllen, wie es die abendländische Choreographie tut, muß man den ganzen Raum in den Körper zurückzwingen und dies um den Preis einer sinnlosen, gequälten, niemals wollüstigen - und also für unsere sinnliche Vorstellung grausamen Nacktheit.

Sobald er einmal zusammengezogen, eingefangen, in der Falle ist, muß der Raum sich verdrehen, das heißt daß die Körper selbst die Weißheit verdrehter Augen annehmen. Sie sind wie Puppen, Wespennester, Schlangenknoten, wilde Katzen, die die Schönheit von Gehäuteten haben würden, von Leibern, die nicht nur ihre Nacktheit zeigen, sondern auch ihr Innerstes entblößen, die die stolze Obszönität ihrer eigenen Eingeweide, ihrer eigenen Schleimhäute aufweisen - tatsächlich wird dann die menschliche Nacktheit zum Ausdruck einer animalischen und fötalen Welt oder auch wie ein offenes, also blickloses Auge. Die Hände bewegen sich immer zum Gesicht hin, als wollten sie es zerreißen, der Raum ist niemals frei, der Körper ist wie eine Falle, der Tod geht der Geburt voraus, das Blut zirkuliert nicht, es regnet Salz, die Weiße ist übernatürlich.

Im Vergleich dazu erscheint Béjart wie ein Rundtanz unschuldiger Mädchen - Allegorien des Verlangens, Phantasmen und Luftsprünge. Hier handelt es sich um die reine Halluzination der Körper, das Delirium von Katzengeistern, die Maske als Geburtszange, das Schreckbild der Geburt.

Der Erotismus, die außergewöhnliche Verführung des japanischen Körpers, ob männlich oder weiblich, resultiert zweifelsohne nicht aus einer organischen Sinnlichkeit, sondern vielleicht wirklich aus dieser Ausarbeitung der Regeln, aus dieser Vollendung des Zugs; die Lebendigkeit der Leidenschaft in der geringsten Geste, Anspielung des nicht sexuellen Körpers, des nicht durch die Idee des Sexes sexualisierten Körpers, der aber gleichwohl die gleiche Lebendigkeit im Sex und in der Lust verspricht.

Die ganze Rasse sieht so geschminkt und glatt aus und bewahrt doch animalische Lebhaftigkeit und Gewaltsamkeit. Wenn eine ganze Rasse dieselben distinktiven Züge aufweist, dieselbe Ritualität, dasselbe künstliche Lächeln, dann gibt es hier etwas sexuell Außergewöhnliches. Wenn Barthes sagt: »In Japan ist der Sex im Sex und nirgendwo anders ... «, dann beschreibt er zugleich die Genauigkeit des Zeichens, die reinen Zeichen, deren Bedeutung im Zeichen liegt und nirgendwo anders und dessen Genauigkeit ebenso die erotische Qualität ausmacht. Die Zeichen, egal welche Zeichen, auch die des Sexes, nehmen erotische Qualität an, sobald sie da sind und nirgendwo sonst. Die Obszönitat einer Kultur wie die der Vereinigten Staaten besteht, wie Roland Barthes auch sagt, genau darin, daß der Sex niemals im Sex liegt, sondern überall anderswo.

Die rassische und rituelle Schönheit der japanischen Gesichter steht im Gegensatz zur reflexiven und idealisierten Ästhetik unserer abendländischen Gesichter. Unsere abendländische Schönheit ist verbunden entweder mit einer Charakteristik der Natur und des Ausdrucks (Charakterschönheit) oder mit einer Modecharakteristik (Dominanz aufeinanderfolgender Modelle) Als naturalisiert und modelliert setzt sie eine Unterscheidung von schön und häßlich voraus. Die orientalischen Züge hingegen, abgesehen davon, daß sie sich weniger aufs Gesicht beschränken und vielmehr eine gestuelle Zeremonie des ganzen Körpers um fassen, sind Rassenzüge, also arbiträre konventionelle im Gegensatz zu unserer naturalistischen und expressionistischen Ästhetik, erreichen daher aber eine Schönheit, die viel außergewöhnlicher ist, die einer für alle gleichen rituellen Morphologie. Keine Unterscheidung: dieselbe Schönheit spielt auf den Gesichtern der Männer oder der Frauen, und in gewisser Weise ist niemand häßlich, weil sie alle ihr Relief von demselben Bild erhalten. Angesichts dieser Schönheit scheint die abendländische mit ihrer Individuation gemäß hybrider Modelle außergewöhnlich vulgär. Das Spiel der morphologischen Signifikanten der Rasse überwindet bei weitem die ästhetischen Werte unserer Kultur.

Die Verführung Japans ist die einer ganzen Rasse. Sie ist die des letzten Zugs, die der Perfektion. Das Erotische liegt also nicht mehr im Spiel der Differenz, im sinnlichen Spiel - es liegt in der Sophistication, die die rassische Schönheit der Augen, die Lebhaftigkeit der Glieder, den Spiegel des Lächelns heiligt.

Zum Schluß könnte ich keine schönere Allegorie finden als diese Geschichte der japanischen Tätowierung, die man häufig auf den Schenkeln der Frauen findet (oder fand) - die aber normalerweise unsichtbar ist -; sie erscheint nur im Augenblick der Trunkenheit oder der Liebe. Nur die Aufregung oder die Leidenschaft läßt das Zeichen erscheinen, das sehr oft Zeichen einer objektiven Abhängigkeit ist, da die Tätowierung oftmals aus den Initialen ihres Geliebten besteht.

Die Markierung ihres Geliebten filigranartig auf ihrem Körper zu tragen,' welche Unterwerfung, aber auch welche Herausforderung, welche Macht! Denn der Liebhaber ist dazu verurteilt, diese Frau zu erregen und ihr Lust zu verschaffen, wenn er seine eigenen Initialen erscheinen sehen will. Das Spiel der Leidenschaft wird schwieriger. Ihr bleibt die Wahl offen, nämlich die Liebhaber auszuwählen, die die gleichen Initialen haben - welche Lust aber wiederum, welche Bezauberung für den unbekannten Liebhaber, der, durch die Magie der Liebe, seinen Namen auf dem Körper der Geliebten auftauchen sieht!

Anmerkung auf Seite 80:

Übersetzung: Dr. Bernhard Dieckmann

Vortrag, gehalten an der Freien Universität Berlin, im Rahmen der Universitätsvorlesung »Sexualität«, die vollständig in »Lust und Liebe«, herausgegeben von Christoph Wulf, im Herbst 1985 im R. Piper-Verlag, München, erscheinen wird.

Konkret-Sexualität 1985, S 82

Christel Dormagen

Frauen wie keine

Gezeichnete Traumfrauen in endgültigen Posen, fotografierte Schamhaargrenzen der Darstellbarkeit in Männermagazinen, japanischen Sexy Robots. Christel Dormagen beschreibt die Geschichte der Pin ups

In der italienischen, der englischen, der französischen gibt es sie nicht; in der australischen, indonesischen, brasilianischen, neuseeländischen gibt es sie nicht; auch die Königin der Enzyklopädien: die britannische weiß nichts von ihrer Existenz. Russisch kann ich nicht lesen. Und das Geburtsland Amerika? Nichts. Vielleicht haben sie ja kein Leben, kein lexikalisch verbürgtes, sondern sind Kunst. Doch die »Encyclopedia of American Art« sagt doppelt nein: Es gibt sie nicht, also können sie auch keine Kunst sein.

Holland rettet mich: »Attractieve jonge vrouwe wier foto door mannen bijv. opgeprikt wordt als symbool van de ideale, vrijblijvende seksuele partner. Een naar uiterlijk voorkomen zeer verzorgde, hupse jongedame« (niederländ. Larousse). Was für eine wunderbare Beschreibung für hochdeutschen Sprachchauvinismus, dieser alberne Euphemismus einer sehr versorgten jungen Dame.

Gut versorgt war sie in der Tat in ihrem äußerlichen Vorkommen; gut versorgt *ha*□sie aber vor allem: Legionen von »Marinen«. Denn natürlich hat es sie gegeben. Das wissen alle. Nicht nur Männer. Und alle wissen auch genau, wie sie aussahen. Was nicht mit Worten zu beschreiben geht, findet, wenn man fragt, gestisch statt: in wellenförmiger Handmalerei. Dazu braucht es keine Lexika. Und wegschaffen lassen haben sie sich schon gar nicht durch sprachliche Verleugnung. Denn ums Sprechen geht es nicht. Es geht ums Schauen, ums mit den Augen Verschlingen, ums blanke Phantasieröntgen.

Alle Pin ups haben natürlich *ein* Geschlecht. Aber sie werden nicht nur vom *ande*□*en* angeschaut. Das weiß jede für sich. Ebenso gewiß waren sie für Männer gemacht, für Orte, an denen sie allein oder zusammen waren (Truckerkabinen, Autowerkstätten, Schranktüren, Bombernasen, Schlafsäle, Bars), in den amerikanischen Fünfzigerjahren, in die die Pin-up-Mädchen gehören wie Donald Duck und Autokinos.

Ungewiß ist inzwischen, □ *i*sie angeschaut wurden, - in jener Zeit, als diese künstlichen und kunstvollen Wunschmaschinen entstanden. Notgeboren gewissermaßen aus dem immer wieder haarscharf neu ausgehandelten Kompromiß zwischen der totalen Schaulust und den Schamhaarund Brustwarzentabus der Gesetzgebungsmoral.

Notgeboren wohl, aber dann zu höchster Vollendung ausgebildet, entstanden damals eben die Bilder, die zum Inbegriff des Pin ups wurden: die *gemal*□*en* Reizenden, strahlend Süßen mit den immer vorstehenden großen runden Brüsten, aquarellzart, pluschig, hauchfein bekleidet, immer blond aus dem Bild heraus dich anlächelnd, schnippisch, fröhlich und immer ein bißchen blöd.

Das stoische Deutschland habe ich bislang verschwiegen. »Mädchen, dessen aus Zeitschriften ausgeschnittenes Bild mit Zwecken an die Wand geheftet wird (bes. in Soldatenspinden)« heißt es im dtv-Lexikon unter dem Stichwort »pin-up-girl« in praktisch-verwirrter Tatbeschreibung. Aber klar mit Zwecken! Mit sehr handgreiflichen. Denn Pin-up-Bilder waren millionenmal auch Wichsvorlagen. Wie alle Sorten von Abbildungen nackter oder halbnackter Frauen.

Darüber erschreckt zu sein ist müßig. Bemerkenswert sind eher die jeweiligen Umstände der Beglaubigung (»Soldatenspinde«) als die Tatsache, daß es immer den unangemessenen Gebrauch von Darstellungen nackter Frauen gegeben hat. Allerdings richtig massenhaft erst im Zeitalter ihrer fotografischen Verdoppelung einerseits und deren technischer Reproduzierbarkeit andererseits.

Seit der Jahrhundertwende waren Starkärtchen von Schauspielerinnen im Umlauf, meist Varieti-Künstlerinnen. Als Beilagen in Zigarettenschachteln gab es sie, aber auch als Postkarten waren sie, nur um ihrer selbst willen, zu kaufen. Und seit seiner massenhaften Herstellbarkeit ist das Phänomen an Etikettenschwindel geknüpft. Nicht nur in den Köpfen der Betrachter-Benutzer. Da sowieso.

So gab es in den Sechzigern in Amerika Magazine, die - um das Postgesetz zu umgehen - sich »Zeitschrift für Kunststudenten« nannten. Neben jeder fotografierten Nackten war jeweilg eine freie weiße Seite zum Üben, obwohl sich angeblich die Posen zu Zeichenübungen gar nicht eigneten, wie in einem ebenso scheinheiligen französischen Bildband über Pin ups von 1977 nachzulesen ist.

Trotzdem ist der historisierende Vorwand immer der bessere Etikettenschwindel: Die Geschichte der Pin ups schreiben und vor allem bildlich belegen ist eine gute Tat. Allerdings nicht so regelmäßig wiederholbar wie die schlichte, wortlose Koalition von nackten Mädchen und Kultur, Monat für Monat vom »Playboy« bis zum alten »Konkret« praktiziert.

Aber Geschichtsbücher sind schön. Weil sie wichtig tun, von Ishtar/Freya/Venus wissen, von der Schönheit der Frau pipapo, und weil sie eben Geschichten erzählen, dem Unbändigen Ordnung und Sinn verleihen. Selbst ein

Ursprungsmythos fehlt selten. In der französischen Variante lautet er so: 1915 wollte ein gewisser George Miller, Sensationsfotograf, ein Foto von der Ankunft einer russischen Operndiva in Amerika machen und bat sie, ein wenig ihr Kleid zu lüften. Als der Chef der Zeitung, für die Miller arbeitete, das Ergebnis sah, soll er begeistert ausgerufen haben. »That's better than cheese cake!» Damit war das lächerlich lächelnde »Cheese-cake-Foto« geboren, eine Vorläuferin des »Pin-up-girls«.

Aber die eigentlichen waren, und das belegt ein neues Buch, eben doch nicht die fotografierten Zuckerschleck-Antörnerinnen. In dem teils farbigen, teils schwarzweißen großformatigen Bildband »Pin up. Eine Göttin für jeden Tag« kann man sie alle anschauen, die Petty- und die Vargas-girls (von den zwei berühmtesten Zeichnern der dreißiger und vierziger Jahre: George Petty und Alberto Vargas)-und ihre tausendundeine Imitation.

Daneben enthält der Band auch Star- und Sex-Fotografien derselben Zeit. Und der Vergleich macht sichtbar, wie genial die Erfindung der Zeichner war. Mit der Logik der Sehnsucht hergestellt, nach der die Fotografie gegenüber der Malerei unter dem Mangel der Eindeutigkeit leidet oder dem Zuviel an Wirklichkeit, waren sie die eigentlichen Traumfrauen, die unnachahmlichen Koplen ohne Vorbild; gereinigt von jeglicher Identifizierbarkeit und in endgültigen Posen. Aufspießbar als perpetuiertes Versprechen: Ich würde mich dir gerne schenken und dich nicht einmal beschmutzen.

Dieses mit jedem neuen Bild neu gewährte und nie einlösbare Versprechen wurde plötzlich, in den Sechzigern, durch die Geschlechtsmerkmals-Fotografie auf rüde Art einfach annulliert. Und jetzt, 1985, kann der von nacktester Nacktheit ermüdete Blick, noch einmal und doch neu, jenes Verhältnis von Sehnsucht und Erfüllung nachprüfen.

Das ist, als ließe sich ein altes, schon einmal ausgepacktes Geschenk wieder neu einwickeln. Und es funktioniert beinahe. Man schaut sehnsüchtig die Gemalten an, als gäbe es das alte Geheimnis des Noch mehr! wieder. Diese blödsinnige Unschuld jenes unendlichen Versprechens der Wahrheit, die in jeder verhüllten Frau anwesend war. Nur weil sie verhüllt war, konnte sie Wahrheit sein.

Wie aberwitzig naiv hoffnungsvoll waren jene Zeiten, als die Todesmaschinen, die amerikanischen Bomber des 2. Weltkriegs, mit Pin-up-Bildern geschmückt waren, wie brutal menschlich und wie brutal unentfremdet, daß der einzelne Soldat seine Maschine kannte und liebte - gegenüber der ungegenständlichen Knopfdruck-Todesapparatur von jetzt.

Das waren auch jene Zeiten, als Mädchen und Witze noch ein unzertrennliches Paar bildeten. »Girls and Gags« hießen in unzähligen Variationen all die Zeitschriften der fünfziger Jahre, die in □ □ *eifache*□ *Wa*d□e Dämon Sexualität bannten: Lustigkeit als Immunisierungsdroge gegen Tod und Erotik. Und jene Image des süßen Dummchens --

ist so Lichtjahre weit entfernt, sowohl von dem, was ich als nackte Pornografie hasse, als auch von dem, was mich auch an weiblichen Bildern aufregt, daß sie jeden beunruhigenden Verurteilungsimpuls lahmlegt.

Den haben eh auf obskure Art die Männer übernommen. Die Herkunft des neuen Pinup-Buches bleibt zwar im Dunkeln, es scheint sich ursprünglich um eine - übrigens saumäßig übersetzte - niederländische, Produktion zu handeln. Und den Namen der Autoren sieht man ihr Geschlecht nicht an, wohl aber ihren Kommentaren. Da sortieren Kapitel wie: Dummchen, Beine, Meer, Bräute, Tiere, Sport, Popos, D6kollet~s, Brüste... den Befund. Der Begleittext zu den Abbildungen verleitet auf der Oberfläche zu aufgeklärtem Spott, weil er mit aufgeklärtem Spott so dumm und gebildet, so feige und frech zwischen Angeilen und ethnographisch-frauenbedachter Unschuld hin- und herschliddert, und verrät doch auch die Ratlosigkeit des eigenen Blicks, der nie zur Ruhe kommt. »Das Pin up des 20. Jahrhunderts spiegelt als Liebesgöttin die Stimmungen und Träume der heutigen Bevölkerung - natürlich hauptsächlich der männlichen - wieder, so wie germanische Götter und Göttinen die Hoffnungen und Ängste der Menschen von vor 1000 Jahren wiederspiegelten«.

Dieser Blick, der sich zu adornischem Tiefsinn aufbläht, explodiert im Kapitel »Vulgäres« zu kosmischem Unsinn: »Das alte - natürlich griechische - Schönheitsideal war: nicht zu viel und nicht zu wenig. Alles in einem harmonischen Gleichgewicht. Das ist ein Lebensideal, ein Ideal für das Zusammenleben aller Menschen der Erde, ein kosmisches Ideal. Aber solange das nicht erreicht ist, können wir mit der Ausnahme, der Übertreibung nichts anfangen. In geschmacklosen Dingen erkennt man Gefühle, die unterdrückt werden, um nach einem anderen Ideal zu leben.«

Der Kampf zwischen Foto und Zeichnung ging dann erstmal schlecht für die Zeichner aus: Als 1953 Hefner sein erstes Playboy-Heft macht, hört die Zeitschrift »Esquire«, die bis dahin die edelsten Pin-up-Zeichnungen veröffentlichte, mit seiner Bilderproduktion auf. Und der »Playboy« setzt die Tradition des uneingelösten Versprechens von der verhüllten Wahrheit erstmal fotografisch fort.

1965 wird »Penthouse« gegründet, das britische Gegenstück. Und sein Chef, Bob Guccione, so will es der Mythos, soll sein Lebenswerk darin gesehen haben, daß er die »pubic hair«-Schallmauer durchbrochen hat: die Schamhaargrenze der Darstellbarkeit. Doch Nacktheit ist nicht überschreitbar. Die pure Nacktheit zeigt, daß die Wahrheit lediglich obszön, weil ohne Geheimnis ist. Neueste Pornohefte legen davon Zeugnis ab. Immer schärfere Handlungs-Begleittexte und immer wüstere Körperchoreographien müssen beispringen und können der Wahrheit doch nicht aufhelfen.

Wieviel einleuchtender und konsequenter ist dagegen die japanische Weiterentwicklung des Gegenstands Nacktheit. Der junge japanische Maler und Werbegrafiker Hajime Sorayama bringt das Pin up schließlich auf seinen endgültigen Begriff. Seine gezeichneten »Sexy Robots« sind hyperreal. Da sind die marzipanrosa Bonbonbabies, die alten metaphorischen Lustmaschinen, wirklich zu solchen geworden. Absolute metallische Oberfläche, mit den Chiffren von Beweglichkeit versehen (Schrauben, Scharniere, Lüftungsklappen), sind sie in zitierten Gesten erstarrt, haben das alte Geheimnis, das jedes Pin up verbarg, nach außen gekehrt: darunter, unter der schimmernden Rüstung, ist nichts mehr, gar *nich*□ □Die Wesen sind leere Körpermaschinen mit den Gesten der Lust.

Und das ist, denke ich, der Unterschied zwischen der heilig-lüsternen alten Neuen Welt und der vollsynthetisch simulierten neuen Neuen. Wie heißt es in der Einleitung zum Göttinnen-Buch? »Es geht hier um das Pin up: die Abbildung einer Frau, die schön genug ist, um sie in Umgebungen, in denen Gemälde fehl am Platze wären, an die Wand zu hängen und still zu bewundern.« Ach ja...

Anmerkung auf Seite 84:

Evert Geradts/Tatou Gutkowski: »Pin Up. Eine Göttin für jeden Tag«, Kübler & Akselrad Verlag, 1984

Hajime Sorayama: »Sexy Robot«, Genko-sha Publishing, 1983

Konkret-Sexualität 1985, S 85

Werner Reichert

Maske auf Maske

Weil eine Gruppe von Wissenschaftlern die Bedingungen eines Forschungsprojekts über die populationshygienische Bedeutung der Karnevalssitten hinterfragte, konnte Werner Reichert einen der größten Skandale des Weltgesundheitsamtes aufdecken

Vor drei Jahren, zu Beginn des Jahres 1982, vergab das Weltgesundheitsamt (WGA) einen Forschungsauftrag, dessen Hintergründe hier erstmals öffentlich gemacht werden. Das gigantische Projekt mit einem Etat von immerhin 5,6 Millionen US-Dollar war. bisher unter größtmöglichen Diskretion behandelt worden. Dies war schon deshalb notwendig gewesen, weil sonst die Untersuchungen niemals hätten durchgeführt werden können. Erst kurz nach Abschluß der Datenerhebung im Oktober vergangenen Jahres, nachdem es zwischen der Genfer Projektleitung und den drei beteiligten nationalen Forschungskomitees zu tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten über die Publikationsrechte an den Untersuchungsergebnissen gekommen war, brach der Konsens über die Verschwiegenheit auseinander.

Worum ging und geht es in dem Forschungprojekt? Laut offiziellem Auftrag sollte die populationshygienische Bedeutung von Karnevalssitten untersucht werden. Dabei standen zwei große Fragenkomplexe im Vordergrund:

1. Wie wirken sich Karnevalsveranstaltungen direkt und indirekt auf den Krankenstand aus (Ausfälle durch übermäßigen Alkohol- und Drogenkonsum; Geschlechtskrankheiten, tätliche Auseinandersetzungen etc.) und welche Kosten werden dadurch verursacht?

2. Läßt sich die sozialpsychologische/psychoanalytische These verifizieren, die in regelmäßigen Intervallen gesellschaftlich tolerierten und ritualisierten Tabuverletzungen dienten letztlich der Aufrechterhaltung von Tabus und damit der gesellschaftlichen Stabilisierung?

Untersucht wurde in drei Ländern mit langen Karnevalstraditionen. Beauftragt wurden in einzelnen Ländern teils staatliche, teils halbstaatliche und schließlich private Forschungsagenturen.

In Italien beteiligte sich federführend die

»Societá Italiana per la Ricera et la Formazione in Sociologia« mit Sitz in Bologna, in der Bundesrepublik Deutschland der »Verband für sozialwissenschaftliche Sexualmedizin in der BRD e.V.« und die »Gesellschaft für Psycho- und Soziodynamik e.V.« -mit Sitzen in Bad Cannstatt und Saarbrücken, in Brasilien schließlich fungierte federführend das »Instituto das pesquicas sobre Sociologia e comportamento do Tempo Libre«, ein der Universität von Rio de Janeiro erst im Jahre 1978 von privaten Spendern angedientes Institut, dessen Direktor Dr. Ramón Serrano-Hernández vorher am soziologischen Institut der Universität von Bogotá als Dozent gearbeitet hatte.

Er wurde die Schlüsselfigur des Projektes.

Die bolivianische Militärjunta sponserte seine Beförderung zum Institutsdirektor in Rio de Janeiro und stellte auf dem Umweg über fingierte Industriespenden die Summen für sein Forschungsinstitut bereit. Von hier aus betrieb er die Initiative für das Weltgesundheitsamtsprojekt, das keinem anderen Zweck diente, als die Kulisse abzugeben, hinter der systematisch Absatzwege für den von der bolivianischen Militärjunta kontrollierten Drogenmarkt eruiert werden sollten.

Im Vordergrund des Interesses stand dabei zunächst der Markt im Landes des großen Nachbarn Brasilien. Hier Fuß zu fassen gelang Serrano-Hernández schnell. Im weiteren zielte das Vorhaben aber auf die Erschließung des europäischen und weiterer Märkte. Es galt, dort Verbündete zu finden, doch konnte natürlich nicht offen und direkt vorgegangen werden.

Systematisch machte er sich deshalb kundig, wo Forschungskapazitäten brach lagen, wo Ängste über den Fortbestand von Institutionen oder Fachgruppen bestanden oder, wo wichtige sozialmedizinische und sozialpsychologische Fragestellungen von allgemeinem Interesse nur deshalb nicht bearbeitet werden konnte, weil kein Geld dafür zur Verfügung stand. Überall, wo er auf solche Bedingungen traf, intensivierte er seine Kontakte, bot Hilfe bei der Geldbeschaffung an. Wichtig war ihm dabei, möglichst in mehreren Ländern verwandte Fachgruppen zu addieren, bei denen eine gleichlautende Fragestellung durchsetzbar war. Dabei sollten aber die nationalen Forschungsgruppen möglichst wenig wissenschaftlichen Austausch pflegen, gegeneinander rivalisieren, oder am besten nichts voneinander wissen, damit der gemeinsame Nenner des Projektes geheim bleiben konnte. Am besten kamen dafür Fachgruppen in Frage, die sich zwar sozialwissenschaftlichen Fragestellungen widmeten, hinsichtlich ihrer sozialwissenschaftlichen Methodik aber wenig anspruchsvoll, wenn, nicht gar naiv waren.

Serrano-Hernández stieß auf zwei für seine Zwecke geradezu ideale Gruppen, bei denen diese Bedingungen erfüllt waren. Im Rahmen der Vorbereitungen für , ihren 6. Weltkongreß in Washington hatten sich die Sexualforscher verschiedener Länder, die in der World Association of Research in Sexology zusammengeschlossen waren, unabhängig voneinander beim Weltgesundheitsamt um Zuschüsse bemüht und waren bei Serrano-Hernández gelandet

Auch die Psychoanalytiker, in manchen da Ländern verfolgt, in ihrer Hochburg, den Vereinigten Staaten von Amerika langsam vom Markt vertrieben, darüberhinaus in viele Schulen gespalten, suchten neue Ressourcen und waren das Weltgesundheitamt um Forschungsgelder angegangen. Während die einen mit Hilfe der Hysterie um die sich schnell ausbreitenden Geschlechtskrankheiten im Zuge von Massentourismus und Massenveranstaltungen sich für seine Ziele nahtlos einspannen ließen, ließen sich die anderen erst durch die in Aussicht gestellten hohen Summen von ihren zunächst präferierten klinischen Studien abbringen und auf vagere sozialpsychologische Fragestellungen verpflichten

Wie es Serrano-Hernández gelang, den außerordentlich schwierigen Balanceakt zu vollbringen, unter der Ägide des Weltgesundheitsamtes ein internationales Forschungsprojekt über die populationshygienische Bedeutung von Karnevalsgebräuchen auf den Weg zu bringen, bei dem es um nichts anderes als um weltweite Marktforschung für den bolivianischen Drogenhandel ging, kann hier nicht im einzelnen dargestellt werden. Es war in jedem Fall ein aberwitziges Unterfangen und ist ausführlich dargestellt in dem im Herbst erscheinenden Buch von William M. Johnson: The Myth of the Drug. An International Flop. Columbia University Press, New York 1985, 654 S., Dollar 17.95.

Im Vorgriff auf diese zweifellos sensationelle Veröffentlichung sollen hier einige Elemente des Forschungsdesigns genannt werden, die ein grelles Licht darauf werfen, wie Forschung von Geldgebern gelenkt werden kann. So ließen sich die am Projekt Beteiligten zu einer überaus interessanten Versuchsanordnung überreden, die ihren jeweiligen Fragestellungen zwar entgegen, aber die Grenze des Kriminellen weit überschritt, wobei die Beteiligten einmal merkten, worum es ging. Das Weltgesundheitsamt hatte die lokalen Ordnungsbehörden um Unterstützung gebeten und diese Unterstützung angesichts der Bedeutung des Projektes und des Auftraggebers auch zugesagt bekommen.

Praktisch sah dies so aus, daß bestimmte Ballungszentren von Karnevalsveranstaltungen nur erreicht werden konnten, nachdem vorher strenge Polizeikontrollen passiert worden waren. So wurden zum Beispiel beim Karneval in Venedig 1983 sowohl der Flughafen wie auch die Mole durch Polizeisperren abgeriegelt, die, mit Rauschgifthunden ausgestattet, Besucher arrestierten, bei denen geringe Haschischmengen gefunden wurden. Aber auch vergessene Führerscheine oder Personalpapiere oder andere fadenscheinige Gründe führten zu mehrstündigem und zum Teil mehrtägigem Gewahrsam in Polizeistationen.

Ähnliche Kontrollen gab es auf der Neckarbrücke in Rottweil und der Rheinbrücke in Mainz, während in Rio de Janeiro kurzerhand Razzien in ganzen Straßenzügen durchgeführt wurden. Nur in den wenigsten Fällen beruhten die (vorläufigen) Festnahmen auf einer plausiblen Rechtsgrundlage. Im wesentlichen ging es um willkürliches Herausgreifen von Personen, gematched nach Alter, Geschlecht, Hautfarbe und ein paar weiteren Sozialdaten, wobei drei Gruppen gebildet wurden:

a) Personen, die durch ihren Drogenbesitz bereits einen Zugang zur Drogenszene haben mußten.

b) Personen, bei denen aufgrund irgendeines Vorwandes eine (zwangsweise) körperliche Untersuchung vorgenommen wurde.

c) Personen, die durch die vorübergehende Festnahme an der Teilnahme am Karneval gehindert werden sollten.

Es ist völlig unsicher, ob alle diese Daten jemals noch einer gemeinsamen Gesamtauswertung und Interpretation zugeführt werden können, nachdem die Hintergründe des Projektes ans Licht gekommen sind und Serrano-Hernández wie auch sein Vorgesetzter im Weltgesundheitsamt gehen mußten. Auch die in den einzelnen Ländern beteiligten Forscher werden vermutlich anonym bleiben wollen. Trotzdem läßt sich fragen, ob die Daten, selbst wenn sie unter so abenteuerlichen Bedingungen erhoben worden sind, nicht doch ausgewertet werden sollten.

Die psychoanalytischen Interviews sind zum größten Teil transkribiert und interpretiert, freilich bisher noch unter individualpsychologischen Gesichtspunkten, nicht unter kulturvergleichenden. Einer der Beteiligten, der an der Beforschung der dritten Personengruppe mitmachte, hat mir freundlicherweise Einblick in seine Unterlagen gewährt, während mir die Datensätze über die ersten beiden Gruppen nicht zugänglich waren. So fragmentarisch das Material, das bisher eingesehen werden konnte, auch ist, so scheint es mir doch wert, mitgeteilt zu werden und wenigstens einige Aspekte hervorzuheben.

Eines zeichnet sich nach der vorläufigen Auswertung jetzt schon ab: Die untersuchten Karnevalsgebräuche sind sicher keine ritualisiert und damit kontrolliert zugelassenen Tabubrüche und werden von den Karnevalsteilnehmern auch so nicht erlebt. Am deutlichsten läßt sich dies zeigen an den Maskierungssitten in den drei Regionen.

Subjektiv hatten praktisch alle Untersuchten die Wahl ihres Kostüms beziehungsweise ihrer Maske als kongruent zu ihrem generellen Lebensgefühl beschrieben, als artefizielle und akzentuierte Darstellung ihres In-der-Welt-Seins, und diese Einschätzung korreliert sehr hoch ($r = .91$) mit der Einschätzung der Forscher. Bei den 3071 Personen, die zur Nachuntersuchung kamen, ließen sich in keinem Falle nachteilige Wirkungen der Arrestierung beziehungsweise Verhinderung des Karnevalsvergnügens. objektivieren. Soweit diese Personen zwischenzeitlich sozial auffällig geworden waren (kriminelles Verhalten, Eintritt in extremistische Organisationen, Schulversagen,'Verlust des Arbeitsplatzes etc.)

konnte ein direkter Zusammenhang mit dem verhinderten Karnevalsbesuch jeweils im Einzelfall sicher ausgeschlossen werden.

Am besten läßt sich das sozialpsychologisch außerordentlich interessante Phänomen an Beispielen erläutern. In Italien (Venedig) dominieren klassische Maskeraden aus der Tradition der Commedia dell' arte, überwiegend ästhetisiert getragen und vorgetragen. Vergessen ist der ursprüngliche politische Protest der kleinen Leute, aus dem die Commedia dell' arte hervorging, wie ja überhaupt die Figur des Harlequino schon im Rokoko zum depressiven Träumer Pierrot verkommt und schließlich über den Hans-Wurst der Wiener Bürgerlichkeit als Kasper ins Puppentheater für Kinder abgedrängt wird. In Venedig stolzieren Harlekin, Pulcinella, Pantalone, Colombine und die anderen Figuren der Commedia dell' arte hundertfach und perfektissime vor der Theaterkulisse der artefiziellen Architektur der Stadt, ein ästhetisches Spiel, Reprise dessen, was man für das hält, was schon immer so gewesen sein soll.

Wo sich modernere Figuren dazwischen mischen, sind sie vor dem Hintergrund der Psychologie ihrer Protagonisten nirgends tabuverletzend. Die Rechtschaffenen gehen als Ordnungshüter, die klerikalen Gemüter als Kardinäle oder Don Camillos, die Kinderreichen im Familienverband in Ganzkörperhasenkostümen und die Schwuchteln als Schwuchteln.

Belezza, Schönheit als Leitmotiv, selbst wo sich ein Blutsauger als Vampir verkleidet oder ein Zombi als Zombi, das Coca-Cola-Kind als lebensgroße Coladose. Keiner wählt, was er immer schon sein wollte, nie durfte oder glaubte sein zu dürfen. Unter der Maske ist er, wie er das ganze Jahr ohne Maske schon ist.

Beim rheinischen Jecken ist das nicht anders. Seine Heimat ist Kalau, seine Form der Popanz. Den führt er denn auch in langen ordnungspolizeilich durchorganisierten Zügen in Pappmaché durch die Straßen, sein vergrößertes Selbst als Tafelobst. Die vom Karneval erwarteten sexuellen oder ätherischen Ausschweifungen sind keine anderen als die das ganze Jahr gepflogenen. Wer in der Rottweiler Fastnacht den schweren, holzgeschnitzen Hexenkopf aus Familienbesitz übers Haupt stülpt und unter dieser Last schwitzend trotz klirrender Kälte zum Marktplatz schreitet, schwitzt auch das ganze Jahr unter der Last, das Böse in den Weibern und im Ländle zu verfolgen. Hier zelebriert und inszeniert er nur, was auch sonst Konsens ist.

Im brasilianischen Karneval spielen Maske und Verkleidung kaum eine Rolle. Karneval ist Samba, Bewegung von Fleisch, nackten und fast nackten Fleischmassen, geschmückt mit ein paar Federn, Zucken des Kadavers, bevor das Huhn gerupft wird' und in die Fleischtöpfe der Kreditgeberländer wandert.

Relativ bewußtlos, so deuten die Ergebnisse des Forschungsprojektes an, bringt der Karnevalsteilnehmer zur Darstellung, was seine Welt ausmacht, und die ist freilich verschieden in den Winkeln der Klassengesellschaft und in den drei Winkeln der Erde.

Konkret-Sexualität 1985, S 88

Reinhold Messner, Otto Jägersberg

Ich möchte alle vierzehn Achttausender abschließen

Für einige Stunden verließ Reinhold Messner das Basislager im Hilton und sprach mit Otto Jägersberg über Gipfel und Gletscherspalten, Urgestein und Achttausender, über seine Erinnerungen, Sehnsüchte und Glücksmomente

Am Vorabend war der Ball des Sports ausgetragen worden. Noch hingen die Fahnen, vor dem Hilton liefen die Autos warm, in der Halle drängten die Gäste zur Flucht, ein ehemaliger Minister wollte noch schnell von allen erkannt und verabschiedet werden, und am Hinterausgang verstaute der Dompteur seine Tiger, die in der Nacht ihren Auftritt gehabt hatten, in kleine Kastenwagen. Am Konrad-Adenauer-Ufer sollte ein gespaltener Stein an die erstarrten deutschen Teilstaaten und an einen 13. August, und die Aufschrift des Marinedenkmals an den deutschen Kreuzergeist erinnern.

Ein sonniger Sonntagmorgen in Mainz im Februar. Der Vergnügungsdampfer Wiesbaden hin und zurück, Verpflegung und Stimmung an Bord, sah schon ganz nach Abfahrt aus, die Jogger trainierten bereits, die Hundehalter führten aus, ein Kleinkind tappte in einen Haufen und sein verzweifelter Großvater führte es an den Rhein und tunkte die hübschen roten Schühchen in das dunkle Wasser. Am jenseitigen Ufer stiegen die Flugzeuge auf. Bei einigen Minusgraden dekantierte ein Penner auf der Bank Dosenbier in eine Flasche. Der Bergsteiger und seine Frau hatten längst das Basislager der Ballgäste verlassen und spazierten am Ufer auf kantigen unregelmäßigen Granitsteinen. Der zierliche Mann, sechzig Kilogramm, trug Sportkleidung mit Herstellerzeichen, die für seine Größe auffällig kleinen Füße steckten in Turnschuhen. Wir wollten über die Berge sprechen.

je höher ich hinaufstieg, um so mehr hat es interessiert, was ich von oben herunterbrachte. Ich bin eigentlich von meinen Lesern dorthin gedrängt worden, wo ich heute bin. Die Bergsteigeröffentlichkeit will nur sachliche Informationen haben. Eines Tages habe ich mir gesagt, ich habe gar keine Berechtigung, immer nur zu beschreiben, wie ich mich von einem Griff zum anderen hochziehe, wie ich von einem Lager zum nächsten steige, wie ich den Gipfel erreiche, und wie ich wieder runtergehe, wenn ich nicht bereit bin, von mir etwas herzugeben, also etwas aufzudecken, was ich selbst nicht weiß was es ist. Der Berg gibt mir die Möglichkeit, bis an meine Grenzen zu gehen, er hilft mir, alle Hüllen von mir abfallen zu lassen und meine Gefühle zu zeigen; ich würde fast sagen, den Körper zu verlieren und als emotionales Wesen dazustehen, ohne irgendwelche Hemmungen. Ich habe sonst Schwierigkeiten, meine Gefühle ganz klar zu zeigen. Wie vermutlich die meisten Leute auch. je weiter ich in eine schwierige Situation hineinkomme, um so leichter fällt mir das. Nur wenn ich sehr krank bin, ist mir das auch selbstverständlich.

Ist der Berg die weiße Frau, der man sich hingeben kann? Ich sehe den Berg nicht geschlechtlich. Ich hab vielleicht in der Pubertät viel in den Berg hineingedichtet, hineinprojiziert, aber heute sehe ich den Berg einfach als eine große wilde Landschaft, in der ich unterwegs sein kann. Sicher, da gibt es diese Allegorien, der Gipfel ist jungfräulich - zumindest seit einigen hundert Jahren in der alpinen Literatur -, der Gletscher kalbt -, also ich empfinde das nicht so, und die Frau Riefenstahl hat man in den dreißiger Jahren die Reichsgletscherspalte genannt. Also eine Spalte, eine Gletscherspalte, hat für mich nichts Frauliches oder so was ähnliches.

In alten Tagebüchern aus der Pubertätszeit schwöre ich den Dolomitenwänden die Treue, aber das ist eher ein Hinweis auf die Literatur, die ich damals gelesen habe. Der Berg verschlingt nicht, der Berg hat Gletscherspalten, und diese Gletscherspalten sind ein sehr lebendiges kompliziertes System. Der Gletscher bewegt sich ununterbrochen, der bewegt sich wie eine Schlange, und meine Kunst ist es jetzt, ein Gespür zu finden, wie sich das bewegt. Der Gletscher kann nicht denken und der Gletscher hat auch kein Wollen und kein gezieltes Handeln, der hat vielmehr ein buddhistisches Dasein. Er ist einfach da. Ich schau diese großen Wände einige Wochen an und sehe, wie die Lawinen runterfallen. Das hat eine Gesetzmäßigkeit, die nicht ausrechenbar, die nur spürbar ist.

Das Wort, ich liebe den Berg, werden Sie von mir nicht hören. Ich rede eher von Ideen, die ich irgendwo verwirkliche. Bei mir findet das heute so statt: Ich sehe 1977 eine große Wand im Himalaja, aus großer Entfernung, mit ganz blauen Schleiern am frühen Morgen. Ich habe die Wand damals für unmöglich gehalten. Dann habe ich die Wand Anfang der achtziger Jahre wiedergesehen. Bis dahin hatte sich das Bergsteigen so revolutionär verändert, daß ich es plötzlich für möglich erachtete, diese Wand zu klettern. Und ich habe in Nepal bei der Regierung ein Gesuch eingereicht, um diese Wand klettern zu können. Ich war der Meinung, diese Wand wird nie jemand anderer entdecken, so versteckt war die, die sieht niemand, die hält niemand für möglich, und hab sie für 1985 gebucht. Inzwischen war die Wand doch von anderen entdeckt und versucht worden, die sind aber gescheitert, und das gibt mir neue Informationen.

Seit drei Jahren habe ich das Permit für die Wand, und ich lebe mit ihr. Sie taucht in meinen Träumen auf, sie taucht beim Autofahren auf. Ich hab ein paar Kameraden, mit denen ich sie versuchen werde. Wären die anderen hinaufgekommen, dann wäre ich nicht mehr hingefahren. Also für eine Wiederholung ist mir die Wand zu gefährlich. Für eine bereits von anderen gekletterte Route wäre mir das Risiko zu groß gewesen und meine Energie zu klein. Die Energie, die ich

freimachen kann, um sowas zu machen, ist die größte, wenn ich weiß, daß alles unbekannt und nichts aufgeschlüsselt ist. Im Augenblick lebe ich genau im Zustand des Dahineinkommens.

Vielleicht habe ich mal sexuelle Energie in geografische Neugier umgebogen, das ist mir aber erst mit zwanzig oder später bewußt geworden. Wenn ich das auf heute beziehe, dann glaube ich nicht, daß ein 1-Tüpfelchen von sexueller Energie in diese Wände fließt. Ich mach andere Erfahrungen. So habe ich zum Beispiel vor ganz schwierigen Unternehmungen, sagen wir todesintensiven Unternehmungen - ich bin ja nicht auf den Kopf gefallen, und weiß, die Wand ist gefährlicher als eine andere, wenn ich da hineingehe, ist das Risiko groß - das Bedürfnis, unmittelbar in der Umgebung eine starke sexuelle Beziehung zu haben. Wie es vielfach auch aus der Literatur hervorgeht, daß vor Selbstmorden, vor Todesfällen anderer Art, bei Menschen, die lebensgefährlich erkrankt sind, sich das sexuelle Bedürfnis steigert. Und ich bin weder krank, noch will ich mich in diesen Wänden umbringen, sondern ich will nichts anderes als durchkommen.

Trotzdem ist ein starkes sexuelles Bedürfnis vor dem sich in die Situation Hineinbegeben da. Nachher kommt, wenn so etwas gelingt, eine totale Ausgeglichenheit. Dann ist man erstens absolut erschöpft und völlig ausgeglichen, weil es diesen Moment der Übereinstimmung von Leben und Idee gegeben hat. Da gibt es auch keine intellektuellen Fragen mehr, keine Fragen nach dem wie und warum und was, nur das Gefühl der Leere, weil etwas ausgelebt worden ist.

Teilen die Bergsteiger die sexuelle Bedürftigkeit in solchen Situationen? Kaum jemand ist bereit, darüber zu reden. Also wenn die Bergsteiger darüber einmal intensiv nachdenken würden, warum dieser ganze Kameradschaftskitsch so über sie und den Berg verbreitet worden ist, könnten sie auf den eigentlichen Urgrund kommen. Ein starkes Bedürfnis zu einem starken Kameradschaftsverhältnis in einer schwierigen Situation, die ja Wochen oder Monate dauern kann, ist da. Wobei diese Kameraden vielfach keine Kameraden sind, sondern Todfeinde vorher und nachher. Da gibt es selten wirkliche Freunde. Am Beginn dieses Jahrhunderts hat es einige Expeditionsmacher gegeben, die gerade deswegen große Expeditionen gemacht haben, um ihre sexuellen Wünsche ausleben zu können. Das ist ganz offensichtlich, daß da eigentlich Expeditionen für Homosexuelle organisiert worden sind. Das waren schon aktive Bergsteiger, die das aber nicht gemacht hätten, wenn nicht die sexuelle Komponente gewesen wäre.

Ich mußte lernen, eine Freundin mitzunehmen und die Abenteuer gemeinsam zu erleben. Heute finde ich es selbstverständlich. Warum soll ich mein Leben beschneiden, weil ich Bergsteiger bin, weil es nicht dazugehört, daß ein Bergsteiger eine Frau ins Basislager mitnimmt? Ich habe das starke Bedürfnis, eine Wand zu durchsteigen, und ich habe ein gleich starkes Bedürfnis, im Basislager nicht allein zu sein, also nehm ich mir eine Freundin mit. Die Sexualität und das Verwirklichen einer bergsteigerischen Idee sind für mich parallele Tätigkeiten, beide gleich lustvoll. Ich sehe das Bergsteigen nicht als Ersatzhandlung, glaube auch nicht, generell sagen zu können, daß der Sport verdrängte Sexualität ist. Das kann individuell stimmen, muß aber nicht. Vielleicht kommt diese Aussage auch aus der Komplexität derer, die das beschrieben haben, die zu faul oder zu wenig energiegeladen waren, um Sport zu betreiben, und dann haben sie eben für sich selbst darin eine Ausrede gefunden.

Mich hat der Vater mitgenommen mit den anderen Brüdern. Ich war der zweitälteste, der älteste ist auch mit mir geklettert. Ich war halt geschickter als der und war vielleicht ein bißchen idealer gebaut für diese Tätigkeit. Und ich habe schon früh die Möglichkeit gehabt, zu spüren, daß es mir gefällt, dabei herausragen zu können. Wäre ich am Meer aufgewachsen, wäre ich gewiß kein Bergsteiger geworden, dann wäre meine Figur dem Bergsteigen verloren gegangen, was ich nicht weiter tragisch fände.

Ich war immer Realist und konnte mit dem, was da war, mit dem, was ich konnte, und was meine Möglichkeiten waren, auskommen. Ich habe mich nicht mit Hoffnungen vertröstet. Ich habe die Entscheidung getroffen, so mit 24,25 zwischen einem bürgerlichen und einem verrückten Leben. Heute führe ich dieses »verrückte« Leben. Und für die Zukunft habe ich Vorstellungen, wohin ich mich entwickeln möchte, nämlich zum Bauern. Ich möchte in zehn Jahren Bauer sein. Ich möchte in zehn Jahren nicht mehr in der Weltgeschichte herumsteigen, und vielleicht auch nicht mehr so viel schreiben, sondern Bauer sein. Das richte ich mir langsam her. Mit vierzig habe ich die Möglichkeit, zu sagen, jetzt gebe ich mich mit dem, was ich erreicht habe, zufrieden, und ich lasse die Trainiererei und mache jetzt schon den Bauer, oder ich wage mehr als bisher.

Also dieses Auswerfen von Ehrgeiz ist schon wichtig, ich bin nicht damit zufrieden, irgendwelche kleinen Klettereien zu machen. Der Gipfel bei meinem Bergsteigen ist immer dann erreicht, wenn sich die Idee - die großen Touren entspringen einer Idee - und die Realität - das Erleben -.treffen. Das ist der Kulminationspunkt, den ich suche. je öfter man das tut, um so kürzer wird der Glücksmoment. Aber auch um so intensiver, weil ich ja immer schwierigere Sachen mache. Da liegt das Dilemma, daß die Aktivitäten immer konzentrierter werden, die Suche nach dem Zusammentreffen von Idee und gelebtem Leben wird immer hektischer.

Es gibt Momente, in denen ich niemanden im Raum ertrage. Und zwar nicht, weil mir da jemand was aus meinen Zetteln herausliest, sondern weil dessen Anwesenheit mir meine schöpferische Potenz stiehlt. Auch wenn ich ihn nicht sehe und nicht höre, wenn jemand ganz still im Raum sitzt, dann verliere ich an Kraft. Ich kann es auch nicht ertragen, wenn jemand

hinter mir oder vor mir geht. Dann kann ich nicht mit mir selber reden, obwohl ich wahrscheinlich gar nicht laut rede. Ich brauche einen bestimmten Abstand, um mich ausleben zu können, auch mit meiner Phantasie spielen zu können. Und ich will auch niemanden haben, der zu mir sagt: da drüben steht eine Kuh!

Ich gehe gern lange Strecken, sechs bis acht Stunden, in denen ich mich ganz frei geben kann. Da passiert in mir viel mehr, als wenn ich daheim sitze. Ich probiere da nichts aus, ich gehe einfach, und wenn ich einen bestimmten Grad der Müdigkeit erreicht habe, dann gehe ich immer noch weiter, dann beginnt mein Hirn und mein Wesen viel mehr Sprünge zu machen. Ich lasse die Gedanken gehen und kommen. Da habe ich am ehesten die Möglichkeit, ganz leer zu werden, alles zu vergessen und ganz neue Sachen hereinkommen zu lassen, angeregt durch die Umgebung, durch das Gehen, durch den Rhythmus. Ich bin überzeugt davon, wenn die Menschen nur viel gingen, dann würden sie alle viel schöpferischer.

Ich bin im letzten Frühling an einem Tag und in der folgenden Nacht siebzig Kilometer weit gegangen. Da habe ich soviel erlebt und »gesehen«, und ich könnte genau Landschaftsstücke und Mondsituationen aufzeichnen und die Gedankenrhythmen dazu, wo ich was und wie gedacht habe. Das Gehen wird automatisch eine Meditation, Gehen ist das ursprüngliche Gebet Buddhas gewesen, davon bin ich überzeugt. jeder Mensch, der über Tage angestrengt geht, in seinem Rhythmus geht, der meditiert, der kann gar nicht anders, der schwimmt in völlig neue Konstellationen hinein.

Ich muß nicht weg. Ich habe eine starke Beschäftigung, ich baue gerade wieder. Meine Frau und ich wohnen in getrennten Häusern. Sie hat einen Bauernhof in 1800 Meter Höhe, wo sie im Winter nicht leben kann, und übernimmt jetzt unser früheres Haus. Und ich ziehe in eine mittelalterliche Ruine. Ich werde in Zukunft in einer Ruine wohnen. Eine reine Ruine, von der ich nur einen ganz kleinen Teil ausbauen werde, eine Ruine, die seit dem 16. Jahrhundert nur mehr noch verfallen ist. Ich habe drei Jahre nach diesem Platz gesucht. Aufgewachsen bin ich in einem Kalksteingebiet. Ich will jetzt umsteigen von Kalkgestein ins Urgestein. Ich will in Zukunft nicht mehr auf Kalkgestein wohnen. Ich bin da zu unruhig, ich schlaf da auch nicht so gut. Dem Urgestein vertrau ich mich jetzt an, da hab ich mehr Ruhe, da kann ich mich mehr hineinbetten. Ich habe den Wunsch, ganz tief zu schlafen.

Warum dann noch die Achttausender? Ich bin immer noch zu ehrgeizig und zu sportlich motiviert. Sport im Sinne von Erfolg haben, von Erfolge hintereinander hängen, um das ganz aufgeben zu können. Ich möchte alle vierzehn Achttausender abschließen.

Konkret-Sexualität 1985, S 92

Peggy Parnass

Mr. Warrens Gewerbe

Der Elegant zur Dame: »Küß die Hand gnädiges Fräulein. Kennen wir uns nicht irgendwoher?« »Doch. Wir waren mal verheiratet.« Unerschrockene Schwindler haben immer wieder leichtes Spiel bei Frauen. Zum Beispiel der Postbote Gert Postel. Als Dr. Dr. Clemens Bartholdy hat er sechs Monate als Gutachter und Amtsarzt gearbeitet. »Erfolg« suchte er sogar bei Peggy Parnass. Sein Geheimnis ist das Geheimnis des Erfolges aller Heiratsschwindler.

Sehr viele Frauen sind einsam. Auch Frauen, die beruflich mit vielen Leuten zu tun haben. Wie einsam, ist schwer vorzustellen. Wer es sich doch vorstellen kann, hat erstaunlich leichtes Spiel. Es gibt Männer, die mit ständig ausgefahrenen Antennen die Beute witternd zuschlagen. Oder sollte ich zustreicheln sagen?

Heiratsschwindler haben mich immer interessiert. Ihre Unverfrorenheit. Ihre Rücksichtslosigkeit. Ihre Selbstsucht. Vor allem aber ihr Einfallsreichtum. Die erfolgreichsten von ihnen waren nicht mal schön. Häufig auch nicht besonders männlich. Groß und stattlich nur in Ausnahmefällen. Schönheit und Jugend sind also nicht Voraussetzung in dem Gewerbe. Aber schaden tut's nicht. Die Männer müssen nur im richtigen Moment kommen, die richtigen Worte benutzen, die Einsamkeit durchbrechen.

Es hat Filme zum Thema gegeben. »Monsieur Verdoux«, zum Krummlachen gespielt von Charlie Chaplin. Hinreißend, wie penibel er als Bankangestellter a.D. die Geldscheine der von ihm umgebrachten Frauen fingerfertig mischt und in exakte, ansehnliche Haufen aufteilt.

Es gibt Bücher wie »Sigismund und seine tausend Bräute«. Liest sich auch sehr lustig. Darum hoffte ich, daß mal so ein fabelhaft witziger Betrugsprozeß ins Strafjustizgebäude käme.

Ab und zu war auch so was. Eine Geschichte fing ganz putzig an. Als der sympathisch aussehende Hochstapler Ehrenfried K. in Bernau im Knast saß. Er, der ehemalige Pferdepfleger, erzählte den Vollzugsbeamten, er habe das Gut Bredenbek in Holstein geerbt. Da flippten seine Bewacher so aus, daß sie ihm ein Konto bei der Sparkasse einrichteten. Als Ehrenfried sah, wie gut es einem gehen kann, wenn man durch Erfinden beeindruckt, machte er nach seiner Entlassung so weiter. Verlobte sich mit einer Millionärstochter, besichtigte ein Rittergut mit ihr und sagte stolz: »Das ist mein Erbe«.

Dann schaffte er sich an eine Arzthelferin ran. Hier stellte er sich als Olympiareiter vor. Doch total gewonnenes Spiel hatte er erst, als er ihr schluchzend von seiner durch einen Verkehrsunfall getöteten Frau erzählte, um ihr dann den leeren Platz an seiner Seite anzubieten. Kurz darauf lieh sie ihm 23.000 Mark (ihr Erbteil) für seinen angeblichen Rennstall. Und sah Geld und Geliebten nicht wieder.

Bei einer anderen war er US-Geheimdienstoffizier, und machte große Geschenke. Auch einen Porsche. Die Rechnung ging allerdings an den Vater der Verlobten.

Es gab noch andere Prozesse. Mir wurde klar, wofür Frauen ihr Errafftes, Erschuftetes, Erspartes oder Ererbtes hergeben. Wenn man sieht, wofür sich die meisten Heiratsschwindler ausgeben, wird klar, daß die Frauen nur mit der Wurst nach dem vermuteten Speck schmeißen. Der Mann täuscht Geld oder Einfluß vor, die Frau hat es. Beide rechnen damit, daß ihre Investitionen sich x- und x-fach verzinsen. Bis das Geschäft schiefgeht.

Doch da hat sich einiges geändert. Wir Frauen haben gelernt, uns auf uns selbst zu verlassen. Eine Ehe ist nicht mehr Ziel unserer Träume. Damit kann man uns nicht mehr ködern. Aber mit Liebe. Ich fand früher oft, wenn Frauen auf erfundene oder echte Adelstitel, auf Traumberufe und angebliche Reichtümer anspringen, sollten sie sich nicht beschweren, wenn der andere auch bei ihnen nichts anderes als seinen Vorteil sucht. Inzwischen sehe ich immer wieder, daß gerade Frauen, die schon lange selbst Erhebliches leisten, am leichtesten Opfer von Gefühlsvagabunden werden. Weil sie sich meistens so sehr auf Ausbildung, Beruf, Karriere konzentrieren müssen, daß ihr Liebesleben traurig auf der Strecke bleibt. Wenn diese Frauen außerdem noch Kinder haben, für die sie allein verantwortlich sind, hat auch der durchschnittlichste Mann leicht einen Fuß in der Tür. Männer sind beeindruckt von erfolgreichen Schwindlern. Frauen auch. Bis sie mitkriegen, daß sie selber geleimt sind.

Hochsaison hat zum Beispiel der größenwahnsinnige Gert Postel, der zur Zeit von der Presse bejubelt wird. Von der seriösen Presse. Und von der Boulevard-Presse, an die er sich verkauft, erst recht. Seitdem Postel mit der Presse zu tun hat, gibt er sich auch gerne als Herausgeber einer Zeitschrift, als Produzent und als Schauspieler aus. Wie er überhaupt einen Hang zur Intellektuellen- und Promi-Szene hat.

Sonderbar finde ich, daß eine Frauenzeitschrift wie »Bild der Frau« in Millionenauflage für Postel Werbung macht. Unter der Rubrik »Männer, über die man spricht«, zwischen Placido Domingo und Clark Gable, ein Strahlemann-Foto. Schlagzeile: »Bartholdy (als wäre das sein wirklicher Name) Liebevoller Zuhörer«. Die lobende Kolumne schließt mit »Ich wollte helfen, sagt er... Irgendwie ein guter Arzt steckt doch in ihm«.

Der Postbote Gert Postel, der als Dr. Dr. Clemens Bartholdy sechs Monate lang Gelegenheit hatte, Macht auszuüben, arbeitete als Amtsarzt und Gutachter. Sein Studium absolvierte er in den Betten von Ärztinnen. Angeblich, um psychisch Kranke vor der Psychiatrie zu retten, sorgte er in Wirklichkeit für eine Zwangseinweisung nach der anderen. Er stand zwar vor Gericht. Doch diese x-fache Freiheitsberaubung ließ das Gericht als Anklagepunkt fallen. Vielleicht im Interesse der Behörden Flensburgs, wo der Schabernack stattfand. Denn sonst hätte man mit einer Lawine von Schadensersatzklagen wegen Freiheitsberaubung rechnen müssen. Im Grunde wurde Postel nicht zur Rechenschaft gezogen, weil sonst die ganze Psychiatrie auffliegen würde.

Doch als mein Kollege von all den bekloppten Frauen sprach, dachte er nicht an die Prostituierten, denen Postel als Bockarzt wehtat, sondern eher an die Frauen, die ihn durchs Leben tragen.

Postel ist ein Liebeskaspar. Kleine, Ältliche, Dickliche, Kahlköpfige müssen einfallsreicher sein als ein Bengel von 1,98 m mit Wuschelkopf, Strahleaugen und gespielter Jungenhaftigkeit, der dummerhaftig stereotyp mit Banalitäten durchkommt.

Wenn Prozesse gegen Postel liefen, konnte er immer auf den stabilisierenden Einfluß einer Lebensgefährtin hinweisen. In der Tat, die Frauen, die er für sich einnahm, waren Ärztinnen, Professorinnen, Anwältinnen, Richterinnen, Pastorinnen, Journalistinnen. Wie kommt so jemand an sonst verschlossene Frauen ran? Postel häufig, indem er Autokennzeichen von vorbeifahrenden Frauen notierte, um sich dann als Oberstaatsanwalt die Personalien geben zu lassen. Dann intimer Anruf und »Ich komme vorbei auf einen Kaffee, setz das Wasser schon mal auf«. Viele Frauen, die sich sonst nichts sagen lassen, gehorchen aus purer Verblüffung. Tolldreist! Das imponiert.

Auch ich hab Postel im wahrsten Sinne des Wortes am eigenen Leib erlebt. Allerdings brauchte Postel über ein Jahr per Post und Telefon, um bei mir vorgelassen zu werden. Der liebe Rentner Alfred Einfeldt, politisch interessiert, half mir in diesem Fall, wie auch sonst oft, Leserbriefe und Fan-Post zu beantworten, weil ich selbst keine Zeit hatte. Welch eine Schmach für Postel!

Er gab sich am Telefon mal als Pastor, mal als Psychotherapeut, mal als Medizinstudent, der von den Eltern ins Irrenhaus gesteckt worden war, zum Schluß sogar als er selber aus. Egal in welcher Person, immer unsterblich in mich verliebt, sich unermüdlich anbietend. »Wenn Du mich nur einmal ansehen würdest. Ich bin so hübsch. Du wirst Dich dann sofort in mich verlieben.« Dann Tag und Nacht Anrufe. Als Arzt. Er müsse in sechs Tagen nach Nicaragua für drei Jahre. Um dort den Armen zu helfen. »Muß dich vorher sehen!!!« Dies als Thomas Leithäuser, ein Professor, den es in Bremen tatsächlich gibt. Angeblich Postels bester Freund. Nur hat er Postel noch nie gesehen. Und ist entsetzt bei dem Gedanken, daß sein Name so mißbraucht wird. Dann Anrufe angeblich aus Paris und aus allen Städten Deutschlands. irgendeine Frau muß eine hohe Telefonrechnung gehabt haben. Würde ich isolierter leben, und würden nicht seit vielen Jahren ständig irgendwelche fremden Männer und Frauen bei mir anrufen, oft reichlich verworren, hätte ich ihn vielleicht tatsächlich mal angeguckt. So brauchte es die Aufwertung, die er durch meinen Kollegen Raimund Kusserow im »Stern« erfuhr und ein schmeichelhaftes Fernsehporträt. Doch sein großer Tag kam erst, als in der »Hamburger Rundschau« stand, daß ich lust-feindlich sei: Was, dachte ich. Ist das wahr? Bin ich das wirklich? Um den Schreiber Lügen zu strafen, sagte ich zu Postel, der gerade wieder anrief: »So, jetzt kannst Du kommen!«

Vormittagssonne. Bank an der Alster. Wirklich entzückend das Gan ze. Postel gibt Ulla Hahns Gedichte als von ihm für mich geschrieben aus. »Du darfst aber nicht mit mir spielen. Das ertrage ich nicht. Ich kann mich nur mit einer Frau einlassen, wenn es wirklich Liebe ist. Nicht daß Du mich plötzlich nach nur vier oder fünf oder sechs Jahren verläßt. Es muß fürs Leben sein!«

Ich dachte, der Junge hat'n Knall, aber das macht ja nichts. Nur als er gleich bei mir einziehen will, sage ich um Gottes Willen. Daraufhin Postel: »Du wirst schon sehen. Eines Tages wachst Du auf und ich wohn bei Dir!« Als er seine Liebesbeteuerungen auch vor meinen Kollegen wiederholt, denke ich, er glaubt, was er sagt. Kollege Flemming Lundberg sagt: »Aber Gert, wenn Du achtzig bist, ist Peggy doch hundert!« So genau wollte ichs wirklich nicht wissen.

Hätte Postel nie wieder was gesagt, hätte ich nicht weiter geforscht. Aber der junge sabbelte und sabbelte sich um den Erfolg. Widersprach sich ständig, schluchzte, drohte mit Selbstmord. Na ja, das tun andere auch und manche meinen es.

Schrille Eifersuchtsszenen. Ich tröste: »Du wirst Dich sicher bald neu verlieben.«

Der Gepeinigte: »Wie kannst Du nur? Wenn Du mich verstößt, gehe ich zu den Jesuiten!« Ach)a, im »Stern« hatte ja was von seiner Askese gestanden.

Er protzt mit den Frauen, die sich ihm anbieten. Mit Namen. Hit angeblich alle angewidert abgewiesen. Auch immer wieder die Frauen der Männer, mit denen er in Berührung kam und die ihm helfen wollten. Sein Pech, ich kenne die meisten. Durch einen Anruf löse ich eine Lawine aus: Erst erfahre ich und dann eine Frau nach der anderen, daß Postel überall die gleiche schlechte Show abzieht. Darüber hinaus Drohungen, Rufmord, Erpressungen, wenn eine ihn durchschaut.

Nie vorher hatte er befürchten müssen, aufzufliegen. Dabei müßten Frauen sich nur kurzschließen, zusammenhalten. Dann würden solche Typen total auflaufen. Stattdessen wetteifern Frauen um das bißchen Wärme. Sogar, wenn sie's längst besser wissen müßten, reden sie sich ein, daß sie für den Liebes-Profi die große Ausnahme sind. Verletzte Eitelkeit steht den Frauen im Weg. Und die große Angst, zuzugeben, daß sie, sonst so stark, schwach und betrogen sind.

Postel: »Vor mir warnen nützt nichts. Ich bin bei den Frauen näher dran.« Und über alle, die mit ihm irgendwie zu tun haben, Verteidiger, Gutachter, Presseleute, Richter - egal, ob Männer oder Frauen: »Den - die - hab ich voll in der Hand.«

In Bremen läuft ein Prozeß. Da hat tatsächlich eine Zahnärztin den Mut gehabt, öffentlich ihr Geld von Postel zurückzuverlangen. Sie hat es ihm gegeben, weil er angeblich 7 . 000 Mark Bafög zurückzahlen mußte. Wahrscheinlich geht es ihr nicht ums Geld, sondern um ihr Selbstbewußtsein.

Ein Kollege: »Die soll sich doch nicht so haben. Sie hat ihm ja auch eine Rolex für 10.000 Mark und einen Mercedes 450 SEL für 70.000 Mark geschenkt für seine Leistungen.«

Und ein Kollege von der »Bild«-Zeitung»Die Frauen sind ja auch alle bekloppt. Die waren doch alle Jahre älter. Da müssen die doch wissen, daß der sie nicht liebt!« Da hatte ich ja noch Glück im Unglück. Postel stellte mir immer Geschenke vor die Tür. Auch wenn Postel das Leben eines Schmarotzers führt, es wäre falsch, ihn einen Faulenzer zu nennen. Von Frau zu Frau zu jagen und überall schlechtes Theater zu spielen, ist sicher auch anstrengend.

Da fällt mir ein: Auch im Fall des Sterndeuters Imiela waren die Frauen bekloppt. Vier von ihnen - zwei Mütter und zwei Töchter, die ihm verfallen waren - wurden von ihm umgebracht und zerstückelt. Imiela, der auch von Männern gefeierte Jagdkumpan, gab oft große Freßgelage nach erfolgreicher Jagd. Zwei Frauenleichen wurden nie gefunden. Da war meine Theorie, daß diese beiden eines Abends nicht wie sonst *am,* sondern als Festessen *auf* dem Tisch teilnahmen.

Ich erinnere mich an Imielas Prozeß. Und daran, wie meine männlichen Kollegen sich begeistert um ihn scharten, wenn er in den Pausen Hof hielt. Auch am ersten Verhandlungstag versuchte er die ganze Zeit, mit mir zu flirten, als ginge ihn der Prozeß nichts an. Seine Ehefrauen, die als Zeuginnen auftraten, sah er nur kurz angewidert an. Sagte zu mir über die eine, die sehr dick war: »P.P., was werden Sie jetzt von mir denken? Die sah früher wirklich ganz anders aus.« und immer wieder: »P.P., endlich darf ich Sie so nahe sehen. Endlich höre ich Ihre Stimme, das hab ich mir so oft gewünscht.« Geraune, Gesäusel.

Imiela bekam viermal lebenslänglich.

Durch die Presse wurde er eher zum Popstar. Er verlobte sich noch mehrfach mit Frauen, die er vor dem Prozeß nicht kannte. Unter anderem mit einer Blinden mittlerer Jahre und einer Schülerin. Das Fatale ist, daß es immer wieder Frauen gibt, die so ein Mann fasziniert. Die sogar auf die Publicity, die er hat, reinfallen. Abgründe.

Wenn der Entlarvte sagt: »Es stimmt, es ist wahr, ich hab noch nie geliebt... bis Jetzt«, seine feuchten Augen in die ihren tunkt, gibt sie sich Mühe, nichts anzuzweifeln. Frauen möchten so gerne glauben, daß sie geliebt werden. jemand wie Postel hat Erfolg bei erfolgreichen Frauen, weil er sie daran erinnert, daß sie eigentlich *Frauen* sind. Er bewundert nicht ihr Können, nicht die Tüchtigkeit, sondern sagt: »Ich hab mich in dein Gesicht verliebt. « Und werden prekäre Fragen gestellt, kommt statt einer Antwort: »Ich maaag Dich!«

Auch er hat fast überall noch einen Fuß in der Tür, läßt nirgends locker.

Wie vor Gericht immer wieder erlebt. Ein Dutzend geschädigter, zutiefst verletzter Zeuginnen sagt aus. Lächelt er sie an, ist der alte Zauber wieder da. Sie *schicken Päckchen und Liebesbriefe in den Knast. Lassen sich reihum beteuern, daß sie die große und einzige Ausnahme in dem ansonsten verpfuschten Leben des, jetzt wahrhaft Liebenden sind.

Vor Gericht sieht man oft arme Hascherl. Farblose Frauen. Scheue Frauen. Bei denen ging es nur ums Geld. Jetzt, bei den schönen erfolgreichen Frauen, geht es dem Mann *auch* um Prestige. Und Sex mit ihnen ist nicht immer nur notwendiges Übel, sondern häufig ein zusätzliches Vergnügen.

Da sind die Neider nicht wütend auf den Betrüger, sondern wiehern vor Vergnügen darüber, daß eine für unerreichbar gehaltene Frau von so einem Niemand gedemütigt wird. Denn demütigend ist so ein Erlebnis immer. Und macht darüber hinaus verbittert und skeptisch. Und noch einsamer.

Das kann nur klappen, weil Frauen nichts überprüfen, nichts hinterfragen, nicht hellhöriger sind. Und selbst wenn - sie bremsen sich, um den Geliebten nicht einzuengen. Um nicht als Klette zu gelten, um ihn nicht in die Flucht zu treiben.

Dabei geben nicht alle Schwindler so schwer zu überprüfende Berufe wie Geheimdienstler, Vertreter, Spion, Pilot in fernen Landen, Schriftsteller, Journalist, Therapeut oder Pressefotograf an - alles Berufe, bei denen man weder stören kann noch darf.

Sehr viele Frauen sind so gelagert, daß sie gerade einem Gestolperten wieder auf die Beine helfen wollen, so daß die vorausgegangene Entlarvung so eines Schmarotzers ihn möglicherweise noch attraktiver für sie macht. Wenn ein Heiratsschwindler entlassen wird, warten meistens nicht nur einige seiner alten Opfer mit Herzklopfen auf ihn, sondern

auch neue. Während der Haftzeit, über Kontaktanzeigen aufgetane, per Liebesbrief verführte Frauen.

Konkret-Sexualität 1985, S 96

Frieder Kern

Ozeanische Lüste

Auf der Suche nach unserer verlorenen Lust erinnern wir alte Mythen und Legenden. Für die Polynesier ist Meeresschaum seit undenklichen Zeiten der »Samen der Wale«. Wir hoffen inzwischen auf die exquisiten Vibrationen der Delphine.

Wir haben lange darüber diskutiert und haben uns verabredet, Hanneke und ich, daß wir es zulassen, wenn das Wasser warm genug ist, im Frühjahr, wenn wir nackt ins Meer gehen können. Doch dann mußte ich vorzeitig zurück.« Und Hanneke? Sie wurde schwanger. Von James. Nicht von dem Delphin.

Carola arbeitet momentan an einem Computer. Sie will herausfinden, was es auf sich hat mit diesen Rechnern, mit deren Hilfe die Wissenschaft hofft, u. a. die Sprache der Delphine dekodieren zu können. Ihr erster Eindruck? »Das sind Idioten, die schnell rechnen können«. Und der Delphin?

Er nimmt die Schwanzflosse zwischen die Zähne und sie hält still. Er läßt los, und sie taucht unter ihm weg. Erfolgt ihr, springt erregt aus dem Wasser. Sie rollt sich nahe der Oberfläche zur Seite, dann auf den Rücken. Er tastet sich mit dem Gesicht von ihrem Geschlecht über den Bauch hinweg zu ihrem Mund, beißt sie vorsichtig in den Hals,

bringt sein steifes Glied in ihre Öffnung, stößt hinein. Sie schwimmen beide, wie Spiegelbilder voneinander, langsam aus der Mitte zur Peripherie, schneller, noch schneller.

»Wenn wir über Delphine reden«, so die kalifornische Delphinforscherin Toni Lilly, »reden wir unweigerlich auch über Sex. Nicht Sex im gewöhnlichen Sinne, eher eine tantrische Vereinigung. Die Gegenwart dieser immensen und komplexen Wesen verändert dein Leben. Die Haut der Delphine ist so weich, ihre Vibrationen sind so exquisit. Das hat herzlich wenig mit sexueller Geographie zu tun, das ist ein Beispiel dafür, wie man auf diesem Planeten freudvoll leben kann. Ich habe den Eindruck, wir, die menschliche Gattung, sind langsam bereit, uns in die Gattung der Delphine zu verlieben.«

Carola wird wieder zurückgehen zu Percy, dem Delphinmännchen vor der Küste von Cornwall. Er hat, so berichten Hanneke und James, seine anfängliche Zurückhaltung abgelegt und ist ganz aufdringlich geworden. »Vielleicht habe ich dann Gelegenheit, es auszuprobieren«, sagt Carola. »Ich habe keine Vorstellung, wie das vonstatten gehen kann. Vielleicht ertrinke ich dabei.« Sie lacht. »Was hätten Sie denn lieber? junge oder Mädchen?« »Der Gestalt nach ein Mensch, dem Wesen nach ein Delphin«.

Stieg nicht dergestalt Oanes vor viertausend Jahren aus dem Meer und brachte den Sumerern Lesen und Schreiben bei?

»Von dem, was ich erzähle, brauchen Sie kein Wort zu glauben, auch wenn alles wahr ist. Wir folgen in unserem 'Institut für Delphinische Exploration' dem legendaristischen Diskurs, der sich die Freiheit nimmt, aus den Einzelteilen ... « Die Einzelteile, von denen Arion Brendan, der in Biarritz lebende Delphinologe spricht, sind »im Moment noch disparat«, und die Freiheit, die er sich nimmt, besteht darin, sie in ein kohärentes Ganzes zu fassen, das wie ein kosmisches Märchen aussieht. »Inzwischen sind wir davon abgekommen«, sagt Arion Brendan, »uns für dieses Märchen zu entschuldigen oder es nur in den dem Skeptizismus genehmen Einzelteilen zu veröffentlichen, sondern gehen explizit dem Delphin entgegen, indem wir ihn als Legende zu verstehen versuchen.«

Das Märchen von Carola, an dessen Ende aus dem rauschenden Ozean, wie wir wissen, ein Wesen steigt, der Form nach Mensch, dem Inhalt nach Delphin, beginnt mit einem Traum. »Was für ein Traum war das?« »Sehr eigenartig. Ein Delphin brachte mir das Schwimmen bei. Im See in einer Höhle. Als ich nach einer Weile aus dem Wasser stieg, folgte mir der Delphin und zog sich an Land eine Haut ab. Es war kein Delphin, sondern ein Mensch in einer Delphinhaut. Ich war ziemlich verwirrt darüber, doch ein Mann, der das alles beobachtet hatte, sagte: 'Beruhigen Sie sich, das ist ganz in Ordnung. Der Mann ist aus Syria'.«

Zwei Jahre später ist Carola in Neuseeland. Vor der Küste, auf einer kleinen Insel, findet sie einen See in einer Höhle und erfährt, daß dies ein bevorzugter Platz von Delphinen sei.

»Und der Mann aus dem Wasser«? »Neinnein«. Carola winkt ab. Diese Fährte ist falsch. »Aber die Haut, die Delphinhaut aus dem Traum, die habe ich dort in Neuseeland gefunden... Einen Anzug mit Rücken- und Seitenflossen. Jan und Wade schwimmen damit.« »Und die Delphine? Wie reagieren sie darauf?« »Die sind ganz verrückt danach, sind unheimlich begeistert. Einer«, so erzählte Jan, »wollte sie mitnehmen, hat sie mit der Nase angestumpt: 'Auf los! Komm schon'!« Welch süße Verlockung.

Ob Jan in Neuseeland . weiß, was Indianer in Südamerika über die Delphine erzählen? Diese kommen zum Karneval als Frauen verkleidet aufs Land und machen die jungen Männer an. Doch Vorsicht! Diese Verführung findet mit der Entführung ins Wasser erst einen vorläufigen Höhepunkt. Danach, so die Legende, sind die Verführten für die Menschheit verloren.

Was anderes kann ihnen den Kopf so endgültig verdreht oder zurechtgerückt haben als die ozeanische Umarmung? Als die rauschenden Orgasmen, denen sich die Delphine bis zu vier Stunden am Tag hingeben, unbegrenzt, scheinbar, in der Wahl der Objekte ihrer Lust, doch in der Auswahl stets trefflich?

Sie vögeln mit Gleich- und Gegen-Geschlechtlichen, masturbieren quietschvergnügt, reiben sich, wenns beliebt, an einer Meeresschildkröte, liebkosen einen Taucher. Der Ozean - ein unermeßlicher Hort der Lüste. Da schießen die Wale auf dem Höhepunkt des Aktes mit orgiastischer Vehemenz aus dem Wasser empor. Da schwimmen die Delphine mit unglaublicher Geschwindigkeit aufeinander los; ein Zusammenstoß scheint unvermeidbar, wird durch eine blitzschnelle Wendung im letzten Moment verhindert - doch die Körper, die reiben sich heftig.

Als ich mich gerade wieder vornüber rollen will, um zu tauchen, sehe ich einen dunklen Schatten neben mir, der aus dem Wasser schießt und wieder verschwindet. Ich steige hoch, atme kräftig und schnell. Wieder spüre ich stark die Nähe eines anderen Wesens. Der Schatten nimmt die Gestalt eines großen, grauen Körpers an, fliegt scheinbar mühelos über meinen Kopf hinweg und läßt dabei einen feinen Schauer auf mich herabregnen. Ich entspanne mich etwas. Dann sehe ich den Delphin atmend auf mich zuschwimmen, sehe seine Augen, die mich von der Seite her anschauen und versuche, seinen Umrundungen zu folgen, indem ich mich wie eine Spirale um meine Mitte drehe. Der Delphin zieht seine Kreise enger und bleibt eine Armlänge von mir entfernt liegen, betrachtet m ich wieder. Meine Füße bewegen sich, wie Kiemenflossen der Fische, fächelnd hin und her. Ich sehe den Delphin an. 'Was für Augen', denke ich, 'was für wunderschäne Augen'.

Jean-Louise, die Delphin-Dame, die seit Jahren schon vor der bretonischen Küste lebt, findet Gefallen am Ankerseil des Katamarans. Sie rutscht, den Kopf leicht nach hinten geneigt, die Augen halb geschlossen, daran auf und ab. Dabei nähert sie sich auf Zentimeter den scharfen Metallteilen. Man kann es kaum mit ansehen, doch mit der Zeit wird klar: Jean-Louise ist bei sich. Sie ist aufmerksam selbst in dieser Verzücktheit, in diesem rauschhaften Zustand.

Carola ist auch mit ihr geschwommen. »Jean-Louise«, erzählt sie, »ist Erwachsenen gegenüber etwas reserviert. Sie steht auf Kindern und jugendlichen. Mit ihnen tummelt sie sich hemmungslos.«

Die Einzelteile, die Arion Brendan zu einem kohärenten Ganzen faßt, repräsentieren Elemente einer symbolisch-mythologischen Sprache, die »seit Jahrhunderten verstanden wird« - und Ereignisse, die sich heute abspielen. »Ich möchte sagen, an allen Küsten der Welt«. Diese Ereignisse verweisen seiner Ansicht nach auf einen Zusammenhang, der von der immer wiederholten Frage: Sind Delphine intelligent? abweicht und eine neue Art des Kontakts zwischen Mensch und Delphin eröffnet. »Es bietet sich eigentlich nur die Analogie des Tantra an, eine 'tele-emotionale' Kommunikation. Sie äußert sich in direktem körperlichem Kontakt ebenso wie in Träumen, in Anekdoten und in den Sagen des Altertums. Es sind Erinnerungen an eine mythische Co-Evolution, und es sind Ereignisse und Erfahrungen, die heute viele Menschen machen.«

Ich fühle, wie seine Haut glatt und feucht wird, salzig und weich, voll Wasser und Schweiß, wie seine Augen groß und kraftvoll werden und voller Liebe und ich denke: 'Es gibt sie, es gibt Delphine, die an Land geben...

Anmerkung auf Seite 97:

Kursiv Gesetztes aus: »Zeit der Delphine« von Carola Hepp

Konkret-Sexualität 1985, S 98

Peter Dahl

Knofel, heimat zwischen kopf und bauch

Knofel hielt sich für romantisch, aber selbstbefriedigung lehnte er ab. Man muß sich soviel dabei denken, sagte er.

*

Sie war eine wirkliche dame, was man schon daran sehen konnte, daß sie Knofel eine platonische beziehung anbot. Er stimmte zu. Das auge fickt mit, sagte er.

*

Selbsterkenntnis, sagte Knofel, ist etwas, was man gar nicht erst selbst versuchen sollte. Erst eine gruppe kriegt eine richtig satte neurose hin.

*

Auf dem heimweg bequemte sich knofel zu dem eingeständnis: Da waren die augen wieder mal größer als der schwanz.

*

Potenzangst meinte Knofel auch anderswo zu bemerken. Beispielsweise pflegte er, sobald er in ein taxi gestiegen war, nachzusehen, ob er genügend geld bei sich hatte.

*

Es waren einmal zwei ameisen / die wollten nach amerika reisen / In Altona, mit Elbeblick / probierten sie den ersten fick / Und so freuten sich die beiden leise / auf den zweiten teil der reise

*

Sein geschlecht, meinte Knofel, war das einzige wirklich weibliche an ihm.

*

Ein liebesgedicht: der wunsch nach wörtern, die nicht zutreffen sollen, für gefühle, die sich nicht einstellen wollen.

*

Denk ich an Deutschland? In der nacht hab ich was anderes zu tun.

*

Als Charlotte von Stein das haus Siegmund Freuds endgültig verließ, stellte er sich ihr an der freitreppe in den weg und öffnete provozierend seinen morgenmantel.

Wollen Sie mich damit beeinflussen? schnaubte Frau von Stein, unmöglich!

Freud zischte hinter ihr her: Purer neld! Und dann zu sich: Da mach ich was draus!

*

Knofel bestand auf dem entscheidenden kleinen unterschied in der welt der geschlechter: frauen mit denen er konnte, und die anderen